

Bischof

Dr. Gerhard Feige

*In die Freiheit
hinausgeführt*

Bistum Magdeburg
2009

Im zwanzigsten Jahr nach dem Fall des Eisernen Vorhangs blicken auch wir Christen dankbar auf die Umwälzungen im Jahr 1989 zurück. Für viele unter uns waren die Ereignisse jedoch nicht nur politischer Natur; vielmehr meinten wir da auch etwas von der Macht Gottes zu spüren. Und wohl selten passt das Psalmwort so hinein in das politische Geschehen, wie in jenen Wochen und Monaten: „Da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: ‚Der Herr hat an ihnen Großes getan‘“ (Ps 126).

In einigen der hier vorliegenden Predigten, Gespräche und Ansprachen hat auch Bischof Dr. Gerhard dieses Thema aufgegriffen und mit Herausforderungen der Gegenwart verbunden. In seinem Hirtenbrief zum 1. Fastensonntag 2009 stellt er beispielsweise fest: „...Doch Freiheit, liebe Schwestern und Brüder, muss gestaltet werden. Da steht gewissermaßen ´der zweite Teil der Revolution´ noch aus. Neue Verhältnisse allein machen noch keinen neuen Menschen; denn niemand von uns ist nur – wie Marxisten behaupten – ´Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse´.“

Doch auch die vor einigen Monaten eröffnete Reformationsdekade und damit verbundene Themen der Ökumene finden in den Texten des Bischofs einen starken Widerhall. Die Ökumene ist ihm ohnehin ein besonders wichtiges Anliegen. Allein schon der Blick aus dem Fenster seines Büros gibt ihm da immer wieder zu denken. Auch hierzu finden Sie auf den folgenden Seiten anregende Worte.

Viel Freude beim Lesen und ausreichend Muße zum Nachdenken wünscht Ihnen

Thomas Lazar
Bistum Magdeburg

Impressum

Herausgegeben von der Pressestelle des Bistums Magdeburg
Max-Josef-Metzger-Straße 1, 39104 Magdeburg
bistum-magdeburg.de
Redaktion, Gestaltung: pbm
Fotos: Waltraud Thomas (27), alle anderen Bistum Magdeburg
Druck: Schlüter Druck, Schönebeck

Von Freiheit und Wahrheit

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt“	6
Geistgewirkte Freiheit und Weite in der katholischen Kirche.....	11
Die Wahrheit kann niemand verbrennen.....	15
Dem Zweiten Vatikanischen Konzil verpflichtet.....	21

Kirche am Ort

Die doppelte Diaspora.....	22
Katholisch - reformerisch - ökumenisch.....	33
Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen!.....	37
Weitsichtig und anregend.....	40

Ökumene

Werden wir uns näher oder ferner sein?.....	42
Luther auch für Katholiken?.....	43
Wir sollten die Reformation ökumenisch betrachten.....	46
Im evangelischen Dom dürfen auch wir Katholiken feiern.....	50
Das braucht die Ökumene: Vertrauen, Gesichter und Überzeugung.....	53

Weihnachten - Ostern - Kreuzerhöhung

Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens.....	54
Den Aufstand wagen.....	55
Erweisen wir dem Gekreuzigten und Auferstandenen die Ehre.....	56

Kommunikation

Ich freue mich über einen schönen, handgeschriebenen Brief.....	59
Eure Eltern hätten vielleicht geschimpft.....	62
Sagen Sie es mit einem Satz.....	63

„Du hast uns in die Freiheit hinausgeführt“ (Psalm 66)

Hirtenbrief zum 1. Fastensonntag 2009

„... da waren wir alle wie Träumende“ (Psalm 126)

Liebe Schwestern und Brüder, zwanzig Jahre ist es schon wieder her, als die innerdeutsche Mauer fiel und die Grenzen sich für uns öffneten. Vom „antifaschistischen Schutzwall“ war die Rede gewesen; in Wirklichkeit hatte er sich mit seinen Selbstschussanlagen gegen die eigene Bevölkerung gerichtet. Was war das doch für ein Gefühl, nun nicht mehr eingesperrt zu sein! Auch wenn viele sich schon lange nach einer freiheitlichen Gesellschaft gesehnt und dafür eingesetzt hatten, kam eine solche Wende für die meisten doch überraschend. Voller Staunen trugen manche Christen in jenen Tagen Psalm 126 auf den Lippen, in dem es heißt: „Da waren wir alle wie Träumende. Da war unser Mund voll Lachen und unsere Zunge voll Jubel. Da sagte man unter den anderen Völkern: ‚Der Herr hat an ihnen Großes getan‘“. Eine Ahnung tat sich auf, die vielen zur gläubigen Gewissheit wurde: Hier ist weder Berechenbares noch rein Zufälliges geschehen. Hier war nicht nur das Maß voll und die Zeit reif. Hier sind auch nicht allein Menschen am Werk gewesen. Hier hat Gott selbst ein Zeichen gesetzt und unser Tun mit seiner Hilfe begleitet. Er hat uns – mit den Worten von Psalm 66 ausgedrückt – „in die Freiheit hinausgeführt“.

Noch heute gilt es, ihm von Herzen dafür Dank zu sagen. Wir sollten aber auch die Erinnerung an die vielen wach halten, die mit dazu beigetragen haben, dass ein Unrechtssystem gewaltlos zu Fall kam, dass die Einheit unseres Landes wiederhergestellt werden konnte und Europa heute versöhnter denn je in Erscheinung tritt. Ich denke dabei besonders an die mutigen Bürgerrechtler und die friedlichen Demonstranten, aber ebenso an etliche Kirchenführer und Staatsmänner, die prophetisch und entschieden gehandelt haben. Neben dem revolutionären Elan der Ostdeutschen und dem solidarischen Beistand der Westdeutschen ist aber auch nicht zu vergessen: Ohne die schon viel länger andauernden Befreiungsbewegungen in Polen, in der Tschechoslowakei und in Ungarn wäre es wohl auch bei uns nicht zu einer solchen Entwicklung gekommen. Von großem Einfluss auf diese Vorgänge war zweifellos auch Papst Johannes Paul II., der aus seiner

Kritik am Kommunismus kein Hehl machte und seinen polnischen Landsleuten geistig den Rücken stärkte.

Wie viele neue Möglichkeiten eröffneten sich uns doch nach dem Mauerfall. Auf einmal konnten wir reisen, wohin wir wollten, vieles kaufen, was uns gefiel, und vor allem ungehindert sagen, was wir dachten. Was war das für eine Freude, Verwandte und Bekannte wieder zu treffen, von denen viele zum Teil Jahrzehnte getrennt waren, oder neue deutsch-deutsche Freundschaften zu schließen! Wie erhebend war es, 1990 erstmals frei wählen zu können – die Beteiligung lag dabei übrigens bei 94 Prozent! Und auch wir Christen hatten plötzlich die Chance, die gesellschaftlichen Verhältnisse aktiv mitzugestalten. Tatkräftig und herzlich war und ist seitdem die Unterstützung, die wir Katholiken durch unsere westlichen Schwestern und Brüder, ihre Bistümer und das Bonifatiuswerk in Paderborn erfahren. Dank dieser Hilfe konnten wir viele unserer Gebäude sanieren und auf die neuen Herausforderungen kreativ eingehen. Auch manche Ordensgemeinschaften haben uns dabei geholfen.

Welchen Stress mussten wir aber auch nach der Wende bewältigen! Während sich für die meisten Westdeutschen nicht viel änderte, waren wir im Osten über lange Zeit fast nur damit beschäftigt, uns auf die neuen Verhältnisse umzustellen. Gewaltiges wurde uns abverlangt; aber wir haben es geschafft. Das sollte uns mit Stolz und Freude erfüllen.

Vergessen Sie all das nicht! Halten Sie die Erinnerung wach! Und erzählen Sie auch Ihren Kindern und Enkeln, wie Sie die damaligen Umbrüche erlebt haben und was sie Ihnen bedeuten!

„Die Freiheit ist grauer als der Traum von ihr“

Liebe Schwestern und Brüder, inzwischen ist laut Umfragen eine Mehrheit von Deutschen mit der Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren und mit der heutigen Situation unzufrieden. Besonders Ostdeutschen erscheint die errungene Freiheit „grauer als der Traum von ihr“. Vielleicht hatten manche so etwas wie ein Schlaraffenland oder ein Paradies erwartet, vielleicht aber auch nur ein möglichst sorgenfreies Leben mit einem geregelten Einkommen und einer abgesicherten Zukunft. Stattdessen ist fast alles komplizierter geworden. Das Leben in einer freiheitlichen Gesellschaft birgt viele Risiken in sich, ist anstrengend und erfordert immer wieder Verantwortungsbereitschaft, Mut und Elan. Da wird kaum jemandem etwas in den Schoß gelegt. Grundlegende Probleme wie die relativ hohe Arbeitslosigkeit und die Benachteiligung der Familien belasten zusätzlich. Ein Mangel an

sozialer Gerechtigkeit ist zu beklagen. Trotz mancher Hilfen sehen sich Mitbürger an den Rand der Gesellschaft gedrängt und vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Auch die Meinungsvielfalt kann überfordern. Noch nicht jedem und jeder ist wirklich bewusst, dass Demokratie ein kostbares, aber auch gefährdetes Gut ist. Um diese Staatsform mit Leben zu erfüllen und notfalls auch zu verteidigen, bedarf es engagierter Bürgerinnen und Bürger. Zudem sind viele Mauern in den Köpfen noch nicht gefallen, gibt es weiterhin zwischen Ost und West beträchtliche Mentalitätsunterschiede und Vorurteile, gelingt es nicht immer, sich wirklich zu verstehen. Und dann hatten manche von uns auch noch erhofft, dass eine deutliche Rückbesinnung auf das Christentum einsetze und die Kirchen wieder voller würden. Erfreulicherweise gibt es kontinuierlich einige, die sich als Erwachsene taufen lassen oder wieder zu uns zurückfinden; von einer allgemeinen Trendwende kann aber nicht die Rede sein.

„... als neue Menschen leben“ (Röm 6,4)

Angesichts solcher Beobachtungen wundert es kaum, wenn in Deutschland so etwas wie ein „Gespenst der ‚Ostalgie‘“⁴¹ umgeht. Mit jedem Jahr des Abstands erscheint die DDR manchen schöner, sozialer und sicherer als die heutige Gesellschaft, vor allem Älteren, die sich heute zu den Verlierern zählen, oder Jüngeren, die sie nicht mehr erlebt haben. Da es in der Gegenwart durchaus ernsthafte Probleme gibt, flüchtet man sich in eine angeblich heile Vergangenheit. Das geht auch manchen katholischen Christen so. Schon das Volk Israel, das Gott in die Freiheit geführt hatte, murrte bei der langen Wüstenwanderung und sehnte sich kurioserweise nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“ zurück, obwohl es dort hart unterdrückt worden war. Um unsere Situation realistischer und gerechter einzuschätzen, empfehle ich, sich zum Beispiel mal Fotos von denselben Gebäuden oder Straßen aus der Zeit vor 1989 und von heute anzusehen. Die Erkenntnis, wann es grauer und trostloser war oder ist, dürfte eindeutig sein. Noch überzeugender ist sicherlich die Konfrontation mit früheren Stasi-Gefängnissen. Dass viele inmitten der Beschränkungen auch würdevoll ihr Leben gemeistert haben und herzlich einander verbunden waren, bestreite ich nicht. Dennoch erscheint mir die DDR, je mehr ich mich von ihr entferne, immer unglaublicher, makabrer und lächerlicher, vor allem, wie da jahrzehntelang im Namen der marxistisch-leninistischen Ideologie mit Menschen umgegangen worden ist. Und das dürfen wir nicht verklären oder vergessen. Das sollte auch den Jünge-

ren möglichst existentiell vermittelt werden, damit sie begreifen, was ihnen erspart geblieben ist, und die Freiheit, in der wir leben, noch besser zu schätzen wissen.

Doch Freiheit, liebe Schwestern und Brüder, muss gestaltet werden. Da steht gewissermaßen „der zweite Teil der Revolution“⁴² noch aus. Neue Verhältnisse allein machen noch keinen neuen Menschen; denn niemand von uns ist nur – wie Marxisten behaupten – „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. Es kommt darauf an, dass jede und jeder von uns sich wandelt und menschlicher wird. Und dieser Erneuerung bedarf es zu allen Zeiten und in jeder Gesellschaft. Dabei sollen gerade wir Christen, die – wie Paulus sagt – auf Jesu Tod getauft sind, um mit ihm aufzuerstehen, „als neue Menschen leben“⁴³.

Die Krise des Finanzmarktes zeigt, wohin es führt, wenn Freiheit missbraucht wird, um nur noch den eigenen Vorteil zu verfolgen. Dann wird eine Gesellschaft gnadenlos und fördert eine „zügellose Profitgier“, die irgendwann zum Kollaps führt. Deshalb gilt es, sich verstärkt auf Werte zu besinnen, die lebensnotwendig zur Freiheit dazu gehören: die unbedingte Achtung vor der Würde jedes Menschen vom Embryo bis zum Sterbenden, Wahrheit und Gerechtigkeit, Verantwortung und Solidarität, der Schutz der Familie und die Besinnung auf das Gemeinwohl, ja auch Barmherzigkeit und Liebe. Wenn eine Gesellschaft solche Haltungen vernachlässigt, kann die Freiheit, die sie gewonnen hat, sich auch gegen sie richten.

Unsere Stimme erheben

Wir Christen müssen also laut und deutlich unsere Stimme erheben. Wir müssen darauf hinweisen, dass es keine Freiheit ohne Bindung und Begrenzung geben kann. Dabei haben wir in unserer Gesellschaft eine unverzichtbare Rolle: Wir stehen dafür ein, dass es letzte, nicht hinterfragbare Normen gibt. Sie sind für uns in Gott begründet. Der Glaube an ihn engt nicht ein, er weitet. Er eröffnet einen Horizont, in dem Freiheit gelingen kann. Immer neu verweist unsere jüdisch-christliche Tradition darauf, dass der Mensch umso freier wird, je mehr er sich an Gott bindet und seine Nächsten achtet. Und er kann umso mehr seine Nächsten achten, je fester er in Gott verankert ist. Sowohl die Geschichte der DDR als auch die Illusion der grenzenlosen Marktwirtschaft lehren uns: Da, wo versucht wird, ohne Gott auszukommen, wo der Mensch sich zum Maß der Dinge aufschwingt, gerät eine Gesellschaft in Gefahr, zugrunde zu gehen.

Liebe Schwestern und Brüder, stellen wir uns also mutig und hoff-

nungsvoll den Herausforderungen, die sich mit unserer freiheitlichen Gesellschaft verbinden. Lassen wir uns von Enttäuschungen nicht lähmen, sondern vielmehr dazu anregen, die Verhältnisse konstruktiv mitzugestalten. Sprechen Sie mit unseren evangelischen Schwestern und Brüdern und anderen Mitbürgern über die Einheit Deutschlands. Feiern Sie den Gedenktag des Mauerfalls und vergessen Sie dabei nicht, auch dem zu danken, der uns in die Freiheit hinausgeführt hat: Gott, unserem Herrn.

Ich hoffe, Sie freuen sich genauso wie ich über das selbstverständliche und anregende Miteinander von Ost- und Westdeutschen, das sich vielerorts in unserem Bistum entwickelt hat, und über die Kontakte zwischen ost- und westdeutschen Partnergemeinden. Intensivieren Sie diese Beziehungen noch, denn sich zu verstehen ist wichtiger, als ökonomisch gleichgestellt zu sein. Nehmen Sie unsere Demokratie ernst. Machen Sie von Ihrem Wahlrecht Gebrauch und übernehmen Sie vielleicht selbst politische Verantwortung. Zeigen Sie Gesicht gegen alle Kräfte, die mit billigen Parolen und auf menschenverachtende Weise ihre extremen Vorstellungen durchsetzen wollen. Und bleiben Sie sensibel für alle Not um uns herum. Versuchen Sie als Einzelne oder als Gruppen, institutionell oder privat denen zu helfen, die sich nicht selbst helfen können. Erkennen wir also unseren Auftrag, unsere Chancen und Fähigkeiten, und tragen wir leidenschaftlich und phantasievoll mit dazu bei, dass die Einigung unseres Vaterlandes weiter voranschreitet.

In herzlicher Verbundenheit erbitte ich Euch allen dazu den Segen Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Geistgewirkte Freiheit und Weite in der katholischen Kirche

*Statement zum Podium „Die Sache Jesu braucht BeGEISTerte“
am 22. Mai 2009 beim Evangelischen Kirchentag in Bremen*

„Evangelisch im 21. Jahrhundert? Christliche Freiheit ist dafür das Losungswort. Als Kirche der Freiheit will sie wirken und wahrgenommen werden.“ So heißt es in einem Plädoyer von Bischof Wolfgang Huber für eine Ökumene der Profile; und noch weiter: „Es ist gerade diese Unterscheidung und Verbindung zwischen Grund und Gestalt der Kirche, zwischen Konzentration und Weite, zwischen göttlichem Wirken und menschlicher Verantwortung, welche die evangelische Kirche in einem spezifischen Sinn zu einer Kirche der Freiheit macht.“¹

Und was ist dann – so frage ich mich – die katholische Kirche? Ist darin die Freiheit verloren gegangen oder unterdrückt? Wird hier alles zentralistisch und uniform nur durch Lehrentscheidungen, Gesetze und Vorschriften geregelt? Ist absoluter Gehorsam und systemgerechte Anpassung die katholische Lebensform? Sind wir eine Kirche von starrköpfigen Ideologen, lebensfremden Moralisten, klein karierten Schwarz-Weiß-Malern, ängstlichen Duckmäusern und verklemmten Neurotikern?

Ich muss gestehen, meine Kirche bisher in einer solchen Einseitigkeit nicht erfahren zu haben und wahrzunehmen. Vielleicht ist das ja evangelischerseits so auch nicht gemeint. Was aber dann? Billigt man der katholischen Kirche ebenfalls zu, von christlicher Freiheit geprägt zu sein – vielleicht nur etwas anders?

Ich erlebe meine Kirche in einer spannungsvollen Einheit als recht vielfältig. Es ist eine Weltkirche, in der unzählige Völker und Nationen, Rassen und Klassen, Kulturen und Parteien, Lebensweisen und Meinungen ihren Platz haben. Die katholische Kirche ist durchaus kein erratischer Block; und ich staune immer wieder darüber, wie diese Gemeinschaft überhaupt zusammengehalten werden kann. Sie ist nicht etwa nur römisch und lateinisch ausgerichtet; es gibt viele Riten in ihr, sogar recht eigenständige Ortskirchen östlicher Traditionen, deren Bischöfe nicht direkt vom Papst ernannt werden und in denen neben ehelosen Geistlichen auch verheiratete Priester selbstverständlich sind. Wie viele Orden und geistliche Bewegungen sind zudem

¹ Stefan Wolle, Leiter des Berliner DDR-Museums.

² Christian Führer.

³ Vgl. Röm 6,3f.

innerhalb unserer Kirche entstanden, mit sehr unterschiedlichen Ansätzen, Motiven und Ausprägungen. Auch wenn man zum Beispiel die Volksfrömmigkeit betrachtet, die Rolle der Laien oder das Verhältnis zur Ökumene, kann deutlich werden, wie ungleich katholische Kirche doch in den verschiedenen Regionen erscheinen kann. Und dann sollte auch beachtet werden, dass das II. Vatikanische Konzil wieder hervorgehoben hat: „Ecclesia semper reformanda“. Die Kirche muss von Zeit zu Zeit reformiert werden, um ihrem Auftrag gerecht zu bleiben. In fast allen Jahrhunderten hat es solche Aufbrüche und Erneuerungen gegeben und auch heute mühen wir uns darum. Das alles zeigt mir schon äußerlich, dass auch in der katholischen Kirche Freiheit im Spiel sein muss.

Was aber ist mit Freiheit gemeint? Heute erscheint dieser Begriff als Reizwort, in dem alle menschlichen Bedürfnisse und Wünsche, Ziele und Ideale zusammenlaufen. Daher ist er auch für die theologische Auslegung der christlichen Heilsbotschaft von zentraler Bedeutung.

Die Kirche als wirksames Zeichen der Freiheit

Keine Frage, in den vergangenen Jahrhunderten ist in der katholischen Kirche mehr von Ordnung und Autorität, von Geboten und Gehorsam die Rede gewesen, als von Freiheit. Und doch hat man nicht vergessen, wovon die Bibel spricht: Gott befreit den Menschen von äußeren und inneren Zwängen, aus Nöten und Ängsten. Das bedeutet besonders: Die Liebe des Vaters, die in der Menschwerdung seines Sohnes offenbart wurde, diese „Wahrheit“ macht frei (Joh 8,32), weil dort, wo sein Geist weht, die Freiheit ist (2 Kor 3,17), denn zur Freiheit hat uns Christus befreit (Gal 5,1). „Durch seine Gnade“ – so formuliert es der neueste katholische Katechismus (Nr. 366) – „führt uns der Heilige Geist zur inneren Freiheit, um uns zu seinen freien Mitarbeitern in der Kirche und in der Welt zu machen.“ Neutestamentlich bezeugt sind glaubende und getaufte Menschen damit grundsätzlich von der Sünde (Röm 6,18-23), vom Gesetz (Röm 7,3 f.) und vom Tod (Röm 6,21 f.) befreit. Sie gehören als Kinder Gottes zu seinem Volk und nehmen an dessen Würde und Freiheit teil (Katechismus Nr.154).

Nach katholischem Verständnis ist die Kirche als Volk Gottes, Leib Christi und Tempel des Heiligen Geistes das in der Geschichte greifbare und wirksame Zeichen wahrer Freiheit. Sie wird durch die Verkündigung des Wortes Gottes, die Spendung der Sakramente und ein Leben in Liebe zu Gott und den Menschen proklamiert und vermit-

telt. Nach Karl Rahner (Schriften zur Theologie II, 104) ist die Kirche – insofern der Geist Gottes in ihr wirkt – sogar der alleinige Ort, von dem gilt: Wo der Geist des Herrn, da ist die Freiheit. Damit wird die Kirche nicht nur als eine Hüterin menschlicher Freiheitsrechte verstanden, sondern darüber hinaus als eine Wirklichkeit, in der man der eigentlichen, wahren und letzten Freiheit begegnen kann. Auch für Katholiken hat Kirche also zutiefst und unlösbar mit Freiheit zu tun.

Die Freiheit in der Kirche

Wie sieht es aber nun mit der Freiheit aus, die ein katholischer Christ als solcher in seiner Kirche und ihr gegenüber genießt? Es ist nicht zu bezweifeln, dass die katholische Kirche die Freiheit des Menschen oftmals gegen deterministische Tendenzen verteidigt und wie ein Dogma geschützt hat (DS 3245). Wichtige Folgen dieser Freiheit wie die Gewissens- und Religionsfreiheit sind ausdrücklich aber erst durch das II. Vatikanische Konzil gezogen worden (GS 26; 41; 73).

Warum erscheint die katholische Kirche manchmal als nicht freiheitlich genug? Solange die Wiederkunft Christi noch aussteht, ist diese Kirche ja auch eine Gemeinschaft von Sündern, irdisch verfasst und rechtlich geordnet. Darum lebt sie in der Spannung zwischen Freiheit und Bindung. Sie hat den Auftrag, die göttliche Offenbarung – was Glaube und sittliche Normen betrifft – treu zu bewahren, immer aufs Neue zu verkünden und verantwortungsbewusst auf die wechselnden geschichtlichen Verhältnisse anzuwenden. Darum ist sie auch – sogar der paulinischen Freiheitslehre gemäß – verpflichtet, irrige Meinungen und Verhaltensweisen abzuwehren und den subjektiv beanspruchten Freiheitsraum mancher ihrer Glieder einzuschränken. Dabei kann sie leicht nach außen und innen den Eindruck erwecken, totalitär zu handeln, aber auch der Gefahr erliegen, gegen ihre eigenen Prinzipien zu verstoßen und geistgewirkte Freiheit zu verletzen.

Zu beachten ist freilich, dass die katholische Kirche oftmals nur Grenzen zieht, ohne dem Einzelnen grundsätzlich und in jedem Fall sagen zu können und zu wollen, was genau zu tun und vor Gott richtig sei. „Damit aber“ – so hebt Karl Rahner hervor (Schriften zur Theologie II, 112) – „ist eine Zone der Freiheit gegeben, die zwar nicht die Freiheit der Willkür und des vor Gott Gleichgültigen ist, wohl aber eine Zone der Freiheit, in der der einzelne Christ von der Kirche sich, seinem Gewissen und der Führung des Heiligen Geistes ... so sehr überlassen bleibt, dass der Einzelne die Last und Verantwortung dieser Freiheit gar nicht auf die Kirche abwälzen kann.“

Und so verstehen sich katholische Christen auch nicht als Befehls-empfänger und Vollzieher von bis ins kleinste Detail gehenden Geboten. Ebenso ist in vielen anderen Bereichen Eigenverantwortung und Eigeninitiative gefragt: im religiösen Leben und in der persönlichen Frömmigkeit wie im innerkirchlichen und gesellschaftlichen Engagement. Niemand dürfte bezweifeln, dass es in der katholischen Kirche leidenschaftliche Diskussionen und so etwas wie eine öffentliche Meinung gibt. In der Theologie ist im Rahmen des Dogmas und verpflichtender Lehren durchaus Raum für Forschung, Schulen und Richtungen. Und auch das Charismatische und Prophetische hat Möglichkeiten, sich Gehör zu verschaffen und einiges zu bewirken.

Kriterien innerkirchlicher Meinungsäußerung

Gelegentlich habe ich schon einmal in unserer Kirche sagen hören: „Inzwischen gibt es nicht nur einen Papst, sondern viele, die meinen, Unfehlbares verbreiten zu müssen.“ Und noch salopper ist der Spruch: „Nicht jeder Vogel, den irgendjemand hat, ist der Heilige Geist.“ Schon nach Paulus sind die Gaben des Geistes nicht zur „Selbstdarstellung“ und „Selbstverwirklichung“ gegeben, sondern um den Leib Christi, die Gemeinde der Gläubigen, aufzubauen und zu bereichern (vgl. 1Kor 12,7) Daran wird ihre Echtheit erkannt. Und für Karl Rahner ist von vornherein klar, dass innerkirchlich zunächst nichts zu Wort kommen darf, was dem Dogma der Kirche und ihrer Verfassung göttlichen Rechts widerspricht (Gesammelte Werke 150). Auch ein demokratischer Staat lässt Bestrebungen, die sich gegen seine Grundlagen richten, nicht zu. Seine Toleranz endet, wenn verfassungsfeindliche Tendenzen wie zum Beispiel Links- und Rechtsextremismus aufkommen. In der Kirche wacht das Lehr- und Hirtenamt darüber. Andererseits dürfen die Grenzen aber auch nicht zu eng gezogen werden. Es muss genügend Raum und Möglichkeiten geben, um die vielfältigen Meinungen im Gottesvolk zu hören und zu bedenken.

Sich kritisch zu äußern, kann nicht nur berechtigt, sondern unter Umständen sogar verpflichtend zu sein. Dabei kommt es aber darauf an, in welcher Weise das geschieht. Eine wichtige Voraussetzung dafür, sinnvoll mitzureden, besteht schon einmal darin, über entsprechende religiöse und theologische Kompetenzen zu verfügen. Zugleich gehört auch eine „gesunde“ Kirchlichkeit dazu, um sich tatsächlich geist- und verantwortungsvoll einmischen zu können und sich nicht verbittert oder gehässig gegenüber anderen zu äußern. Sicher ist außerdem auf Seiten der Amtsträger wie der Laien viel Geduld erfor-

derlich, um im Geiste Jesu Christi gemeinsam zu erkennen, wohin Gott seine Kirche führen will und welche Verantwortung jede und jeder Einzelne dafür hat.

Von Ernst Troeltsch stammt der Satz: „Die Kirchen sind Schalen, welche allmählich den Kern verholzen, den sie schützen.“ Das möge Gott verhüten. Und so betet die katholische Kirche am 5. Sonntag der Osterzeit nach der Eröffnung der Eucharistiefeier auch: „Gott, unser Vater, du hast uns durch deinen Sohn erlöst und als deine geliebten Kinder angenommen. Sieh voll Güte auf alle, die an Christus glauben, und schenke ihnen die wahre Freiheit und das ewige Erbe.“ Auch für meine Kirche bleibt die gottgewollte Freiheit ein zentrales Thema und eine prickelnde Herausforderung.

¹ W. Huber, Im Geist der Freiheit..., Freiburg u.a. 2007, 157 u. 171.

Die Wahrheit kann niemand verbrennen

*Predigt zur Bistumswallfahrt
am 7. September 2008 im Kloster Huysburg
(2 Tim 4, 1-5; Joh 15, 26 - 16, 3. 12-15)*

Die Wahrheit wird bekämpft

*„Die Wahrheit wird jetzt unterdrückt,
will niemand Wahrheit hören;
die Lüge wird gar fein geschmückt,
man hilft ihr oft mit Schwören.
Dadurch wird Gottes Wort veracht,
die Wahrheit böhnisch auch verlacht.
Die Lüge tut man ehren.“*

So heißt es in einem Lied aus dem 16. Jahrhundert, das mit den Worten beginnt: „Wach auf, wach auf, du deutsches Land, du hast genug geschlafen ...“ Gilt diese Beschreibung nur für besonders finstere Phasen der Geschichte? Oder klingt hier eine Erfahrung an, über die man auch sonst klagt: Wahrheit wird missachtet; Täuschung, Lüge und Heuchelei sind auf der Tagesordnung?

Wie geht es uns damit heutzutage und in unserem Land? Schließlich leben wir doch jetzt in einer Demokratie mit Meinungsfreiheit und Transparenz. Jede und jeder kann das eigene Leben gestalten, ohne Angst haben zu müssen. Es gibt legitimierte Kontrollinstanzen. Wie und durch wen sollte da die Wahrheit unterdrückt werden?

In einer Diktatur lässt sich das leichter erkennen. Da sind gewaltige Apparate damit beschäftigt, die öffentliche Meinung zu steuern und unbequeme Wahrheiten niederzuhalten: Politbüros und Sicherheitsdienste, Agitprop-Trupps und Massenorganisationen. Kurioserweise könnte das – wie George Orwell in seinem Roman „1984“ karikiert – sogar dazu führen, täglich die alten Zeitungen umzuschreiben, damit die jeweils aktuelle Ideologie nicht von früheren Aussagen in Frage gestellt wird. Viele von uns wissen noch, wie unmenschlich solche Verhältnisse sind: aus den Erfahrungen mit dem Dritten Reich und der DDR. Und wenn wir zurzeit in ein Land wie Simbabwe schauen, sehen wir, wie grauenvoll dort die Wahrheit mit Füßen getreten wird.

Doch auch bei uns erheben sich Fragen: Wie steht es um die Lauterkeit und Wahrhaftigkeit im politischen Alltag, im Bereich der Wirtschaft oder auch der Kirche? Nach welchen Kriterien und Interessen wird in den Medien berichtet und kommentiert? Welcher Mittel bedient sich die Werbung? Geht es um die Wahrheit, oder soll überlistet und manipuliert werden?

Und wir brauchen gar nicht mit dem Finger auf andere zu zeigen: Wie steht es um unsere eigene Wahrhaftigkeit? Der tschechische Schriftsteller und Politiker Václav Havel stellt dazu eine harte Diagnose: „Viele Menschen“, so schreibt er, „leben nicht in der Wahrheit. Sie folgen nicht den eigentlichen Intentionen ihres Lebens, und sie halten sich auch nicht an ihr besseres Wissen und Gewissen, sondern lassen sich von anderen Kräften und Mächten bestimmen“.

Zu solchen Kräften und Mächten gehört zum Beispiel der Wunsch nach Luxus oder wenigstens materieller Sicherheit. Kann er nicht dazu verleiten, käuflich zu werden und sich buchstäblich etwas „in die eigene Tasche zu lügen“: „Wes' Brot ich ess, des' Lied ich sing.“

Andere sprechen von einem „Kavaliersdelikt“, wenn sie dem Finanzamt ein Schnippchen schlagen oder schwarzfahren mit der Straßenbahn.

Manche verschließen die Augen vor der Wahrheit aber auch ganz einfach, weil sie bequem oder hilflos sind. „Ich kann doch sowieso nichts machen“, ist dann beschwichtigend zu hören, „wenn Eltern in der Nachbarschaft sich nicht richtig um ihre Kinder kümmern – oder wenn eine farbige Frau auf der Straße angepöbelt wird.“

Andere verdrängen unangenehme Wahrheiten und flüchten sich in Schönfärberei, weil sie die Wirklichkeit so, wie sie ist, nur schwer ertragen können: nach persönlichem Versagen oder angesichts bedrückender Zustände und Entwicklungen.

Und dann gibt es auch einige, die von sich so überzeugt sind, dass sie nur ihre Meinung als Wahrheit gelten lassen, andere hingegen gnadenlos der Lüge, Willkür oder Unfähigkeit bezichtigen. Aber nicht jede Kritik, die erhoben wird, ist gerechtfertigt. Sie kann auch selbstsüchtig, naiv oder unverschämt sein.

Viele leben nicht in der Wahrheit, und wir Christen gehören leider oftmals dazu. Das war auch für Mechthild von Magdeburg ein Ärgernis. Das konnte sie nicht ertragen. Und so drängte es sie, ihren Glauben nicht nur öffentlich und schriftlich zu bekennen, sondern auch auf die Missstände in der Kirche ihrer Zeit aufmerksam zu machen. Als ungelehrte Frau mischte sie sich in Dinge ein, die eigentlich nur den gelehrten Theologen vorbehalten waren. Dieses Wagnis hatte Folgen: Mechthild musste befürchten, dass ihr Werk verbrannt wird und sie selbst als Ketzerin auf dem Scheiterhaufen landet.

Zu allen Zeiten wird Wahrheit als unbequem und störend empfunden und darum verschwiegen oder bekämpft: von den Feinden des Glaubens, aber auch manchmal von denen, denen der „Geist der Wahrheit“ verheißen ist. Es ist offenbar nicht selbstverständlich, sich von diesem Geist leiten zu lassen. „Der irdisch gesinnte Mensch lässt sich nicht auf das ein, was vom Geist Gottes kommt“, sagt uns der Apostel Paulus (1 Kor 2, 14). Und wir müssen uns nüchtern eingestehen, dass auch wir Christen immer wieder dazu neigen, „irdisch gesinnt“ zu sein, anstatt der Stimme des Geistes Gottes zu folgen.

Was ist Wahrheit?

Nun ist uns aber der „Geist der Wahrheit“ sogar als Beistand zugesagt. Was ist damit gemeint? Um welche Wahrheit geht es da?

„Was ist Wahrheit?“ Diese Frage des Pilatus hallt durch die Jahrhunderte. Immer neu arbeiten sich die Philosophen und Theologen daran ab. In unserer Zeit gibt es viele Stimmen, die sagen: die Wahrheit gibt es gar nicht, höchstens einzelne Wahrheiten. Jeder Mensch hat da seine eigene. Alles andere wäre eine Einschränkung der Freiheit oder ein Zeichen von Intoleranz. Und wie einkehrvers ist dann immer wieder zu hören: „Lasst doch jeden nach seiner Fassung selig werden!“

Das kann uns Christen manchmal ziemlich belasten. Wer möchte schon als kleinlich, unduldsam oder gar als fanatisch gelten?

Was ist also die Wahrheit, in die uns der Heilige Geist einführen will?

Sicher nicht nur irgendeine abstrakte Formel, ein nüchterner Sachverhalt oder eine skandalöse Enthüllung. Hierbei handelt es sich vielmehr um das, was letztlich den Sinn unserer Welt ausmacht, was wirklich Bestand hat, worauf wir uns verlassen können – im Leben und im Tod. Für uns Christen ist Gott selbst diese Wahrheit, die von allen erkannt werden kann. Auf vielfältige Weise hat er sich der Menschheit geoffenbart, am eindrucklichsten in seinem Sohn Jesus Christus. Dieser versteht sich auch – wie es im Johannesevangelium (14,6) heißt – als „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Die Wahrheit Gottes hat für uns also ein menschliches Antlitz, ist anschaulich und persönlich zugleich. Sie zeigt sich besonders im Verhalten Jesu, der mit Sündern und Ausgestoßenen an einem Tisch sitzt, der Kranke heilt und seinen Jüngern die Füße wäscht, der Gewalt mit Gewaltlosigkeit beantwortet und sein Leiden bis in den Tod hinein erträgt. Sie zeigt sich schließlich darin, dass Jesus von Gott aus dem Tod genommen wurde und dadurch auch wir auf ewiges Leben hoffen dürfen. In diese Wirklichkeit Gottes werden wir hinein genommen – schon jetzt.

Das ist uns verheißen. Darauf dürfen wir hoffen. „Voll das Leben“ – so hieß das Thema der Religiösen Kinderwoche in diesem Jahr. Genau das ist gemeint. Alles andere wäre zu wenig. In die Fülle des Lebens will uns der Geist Gottes einführen – in ein Leben, das jetzt schon begonnen hat, mitten in den Bedrängnissen unseres Alltags. Sich vom Geist leiten zu lassen, heißt dann: sich immer wieder an diesem Jesus Christus festzumachen und ihm zu folgen. Das ist ein lebenslanger Prozess. Schritt für Schritt lernt man dabei in der Nachfolge Jesu das Gute zu erkennen und auch zu tun.

Die Wahrheit bezeugen

Für uns Christen kann es darum nur um diese eine Wahrheit gehen, die in Jesus Christus offenbar geworden ist. Sie „hat“ – wie der Schriftsteller Paul Claudel einmal gesagt hat – „nichts zu tun mit der Anzahl der Leute, die von ihr überzeugt sind“. Sie ist die Wahrheit Gottes selbst und wirft ein Licht auf alles, was dieser Wahrheit widerspricht. Deswegen möchten viele sie am liebsten aus der Welt schaffen. Auf Dauer ist sie aber nicht einzuschränken. „Die Wahrheit kann niemand verbrennen“ – so hört Mechthild von Magdeburg Gott sagen. Sie lässt sich den Mund nicht verbieten: weder von gottlosen noch von religiösen Herrschern, weder von Revolutionären noch von Gleichgültigen, weder von Sündern noch von Frommen.

Gottes Wahrheit wird immer Zeugen finden, die für sie eintreten: ob das Mechthild von Magdeburg ist oder Edith Stein, Dietrich Bonhoeffer oder Mutter Teresa. Zu allen Zeiten beruft Gott Menschen, die ihr Leben in den Dienst der Wahrheit stellen. Sie folgen der Stimme ihres Gewissens und sind so etwas wie Gottes Kritik an den Missständen ihrer Zeit.

Die eigene Trägheit überwinden

Sich so von Gott aus der eigenen Trägheit und Ängstlichkeit herauszuholen zu lassen, das ist auch unsere Berufung und unsere Sendung. Das dürfen wir nicht nur Mechthild von Magdeburg überlassen.

Dabei können die Formen unseres Zeugnisses unterschiedlich sein. Viele sind einfach durch ihr alltägliches Leben glaubwürdig; von ihnen strahlen Liebenswürdigkeit und Zuversicht aus: - Ehepartner, die in Treue zueinander stehen; - Eltern und Alleinerziehende, die sich selbstlos um ihre Kinder mühen; - Singles, die nicht nur um sich und ihre Wünsche kreisen; - Priester und Ordensleute, die geistlich leben und mit Leidenschaft ihren Dienst tun; - Nachbarn, die aufmerksam und hilfsbereit sind; - Politiker und Unternehmer, die sich nachhaltig um das Gemeinwohl sorgen; - Jugendliche, die stolz darauf sind, Christ zu sein; - Kranke und Einsame, die nicht verzagen; - Haupt- und Ehrenamtliche, die sich für Ausgegrenzte und Notleidende einsetzen. Schon das ist beeindruckend und sollte noch mehr wahrgenommen werden.

Dann gibt es aber auch das öffentliche Zeugnis. So wie Mechthild von Magdeburg eines Tages wusste, dass sie jetzt nicht mehr schweigen darf, so müssen auch wir uns als Christen und Kirche öffentlich äußern, wenn wir Missstände wahrnehmen: in unseren eigenen Reihen wie in der ganzen Gesellschaft. Wir sollen Salz der Erde sein – und nicht der „Honig“ (Bischof Kamphaus), der anderen das Leben nur versüßt und ihren „Ohren schmeichelt“ (2 Tim 4,3). Nein – nötigenfalls müssen wir Christen auch mal „nerven“: wenn es um die Menschenwürde und den Schutz des Lebens geht, wenn viele Abtreibung nach wie vor als selbstverständlich ansehen oder aktive Sterbehilfe salonfähig zu werden droht.

Wir dürfen nicht ruhig bleiben, wenn die soziale Gerechtigkeit immer fragwürdiger wird, wenn Menschen von ihrem Einkommen nicht leben können, obwohl sie 40 Stunden und mehr in der Woche arbeiten, wenn Mitbürger ins gesellschaftliche Abseits geraten und schon Kinder verarmen. Und auch bei den Themen Fremdenfeindlichkeit,

Rechtsextremismus und Gewalt sind wir herausgefordert. Wir brauchen eine Kultur der Aufmerksamkeit und des Widerspruchs; wir müssen – wie es im Slogan einer ökumenischen Initiativegruppe für Demokratie und Toleranz aus Magdeburg heißt – „hingucken – denken – (und uns) einmischen“.

Und schließlich gibt es das Zeugnis, wo von uns auch der Mut zum Bekenntnis des Glaubens gefordert ist. Wir dürfen nicht verschweigen, was der Grund unserer Hoffnung ist. „Verkünde das Wort, tritt dafür ein, ob man es hören will oder nicht“, hat es vorhin in der Lesung aus dem 2. Timotheusbrief geheißen (2 Tim 4,2). In unserer Gesellschaft, die dem christlichen Glauben gegenüber nach wie vor erschreckend distanziert ist, braucht das weiterhin Mut und Entschiedenheit, aber auch Taktgefühl. „Man sollte die Wahrheit den anderen nicht wie einen nassen Lappen um die Ohren schlagen, sondern wie einen Mantel hinhalten, in den man schlüpfen kann.“

Gerade dieses öffentliche Bekenntnis ist etwas, worin wir noch ungeübt sind. Darum: Fangen Sie in Ihren Familien und Gruppen immer wieder an, über den Glauben zu sprechen. Und haben Sie keine Angst, auch anderen gegenüber Farbe zu bekennen! Egal, ob uns Erfolge beschieden sind oder nicht – wir dürfen sicher sein, dass wir in alldem einen Beistand haben: den Geist der Wahrheit. Bitten wir ihn, dass wir selbst immer tiefer Gottes Wirklichkeit erkennen und sie glaubhaft bezeugen, durch unser Wort und unser Leben. Bitten wir darum, dass wir nicht mutlos werden, wenn uns dabei vielleicht auch Unverständnis oder Hohn und Spott entgegenschlagen. Bitten wir immer wieder:

*„Komm Heil'ger Geist, der Leben schafft,
erfülle uns mit deiner Kraft!
Du öffnest uns den stummen Mund,
und machst der Welt die Wahrheit kund!“*

Dem Zweiten Vatikanischen Konzil verpflichtet

*Erklärung vom 3. Februar 2009 zu aktuellen kirchlichen
Auseinandersetzungen um die Priesterbruderschaft St. Pius X.*

Die Aufhebung der Exkommunikation von vier Bischöfen der „Priesterbruderschaft St. Pius X.“ hat bei vielen Menschen außerhalb und innerhalb der katholischen Kirche Unverständnis und Enttäuschung hervorgerufen. Fatal ist vor allem, dass das, was als Geste der Versöhnung gedacht war, zeitlich mit der völlig inakzeptablen Holocaust-Leugnung durch Bischof Williamson zusammengefallen ist. Diese Vorgänge führen nicht nur zu einem Glaubwürdigkeitsverlust der katholischen Kirche. Sie bedeuten auch eine erhebliche Störung des sensiblen jüdisch-christlichen Dialogs.

Für mich als Bischof sind die Äußerungen von Richard Williamson untragbar. Jede Form des Vergessens oder der Leugnung der Tragödie der Vernichtung von Millionen jüdischer Menschen ist aufs schärfste zu verurteilen. Zugleich distanzieren mich von allen, die grundlegende Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils leugnen. Eine solche Leugnung ist mit der Einheit der Kirche nicht vereinbar.

Als Bischof von Magdeburg sehe ich mich ohne Wenn und Aber dem Zweiten Vatikanischen Konzil und seinen zentralen Anliegen verpflichtet. Das betrifft vor allem das Verständnis von Kirche und ihr Verhältnis zur Welt von heute. Das Konzil hat die Auseinandersetzung mit den Herausforderungen der modernen Zeit gewagt: den sozialen Entwicklungen, der Kultur und den Errungenschaften der Zivilisation. Sie hat die Kirche darauf verpflichtet, einen aufrichtigen Dialog mit „allen Menschen guten Willens“ zu führen. Dazu gehören die Erklärung der Religionsfreiheit wie die Würdigung der Juden als unsere „älteren Schwestern und Brüder“. Dazu gehören auch das klare Bekenntnis zur Ökumene und der leidenschaftliche Einsatz für die Einheit der Christen. Nicht zuletzt hat das Zweite Vatikanische Konzil auch zu einer grundlegenden Erneuerung in der Liturgie geführt, hinter die nicht mehr zurückgegangen werden kann.

Angesichts der jüngsten Irritationen gilt es, die Bedeutung des Zweiten Vatikanischen Konzils noch intensiver zu erfassen und alle unsere Kräfte darauf zu richten, auch weiterhin seinen Intentionen und Beschlüssen zu folgen.

Die doppelte Diaspora

*Interview mit dem Rheinischen Merkur
vom 26. Februar 2009*

Rheinischer Merkur: Herr Bischof, Sie leiten das mit 23 000 Quadratkilometern viertgrößte Bistum in Deutschland, vom Territorium her gesehen. Der Gläubigenzahl nach, es sind rund 100 000, ist es aber das zweitkleinste.

Bischof: Da liegt schon das Problem. Unsere Gläubigen sind verstreut, am extremsten in der westlichen Altmark. Dort leben 40 Einwohner pro Quadratkilometer. Allein in der Altmark könnte man das gesamte Erzbistum Köln verstecken. Und wir erfahren eine doppelte Diaspora: Auch mit den Evangelischen bilden wir nur eine Minderheit von 20 Prozent. In der Stadt Halle gibt es nur zwölf Prozent Christen, in Wittenberg 14 Prozent, davon vier Prozent Katholiken. Aber auch wenn mehr als 80 Prozent der Menschen hier ohne Religion leben, es ist das Land Luthers, und irgendwie atmet die Gesellschaft von daher doch noch evangelische Luft. Da entsteht leicht der Eindruck, Katholiken seien etwas Exotisches.

Begegnet Ihnen dabei manchmal auch ein aggressiver Atheismus, der sich gegen die Kirche richtet?

Es herrscht eher ein pragmatischer Materialismus als ein theoretischer Atheismus. Trotzdem gibt es auch viele Fragende und Suchende. Jedenfalls ist in der Gesellschaft einiges in Bewegung.

Wie erfahren Sie, was die Menschen im Land bewegt und bedrückt?

Ich reise derzeit zu ausführlichen Visitationen in die Regionen des Bistums. Dabei führe ich nicht nur Gespräche mit Mitarbeitern und Gremien, besuche kirchliche Einrichtungen und feiere Gottesdienste, sondern ich suche auch Kontakt zur evangelischen Seite, zu Bürgermeistern und Landräten; und ich besichtige Betriebe, um mir ein besseres Bild von der Lage zu machen. Da die Medien das gern aufgreifen, rückt auch die Kirche vor Ort stärker ins öffentliche Blickfeld.

Kommt von der Kirche auch konkrete Hilfe für Bedürftige?

Wir haben karitative Einrichtungen und Initiativen in vielen Orten,

auch Suppenküchen. Die Caritas betreibt nahe Magdeburg ein Biogut, wo Langzeitarbeitslose beschäftigt werden. Und unser „Netzwerk Leben“ bietet Schwangeren Unterstützung an, organisiert soziale und finanzielle Hilfen für junge Mütter. Das ist eine offene Initiative, die nicht nur Katholiken hilft. Viele ehrenamtliche Gruppen sind beteiligt, Sponsoren und Spender.

Die Kirche wird heute vielfach als Werteanbieter gesehen. Gibt es dafür auch im Osten Nachfrage?

Wir haben einmal im Jahr ein Kabinettsgespräch, ökumenisch. Der Ministerpräsident und viele Minister nehmen daran teil. Da werden wir als Kirchen immer wieder aufgefordert, uns noch mehr für die Wertevermittlung zu engagieren. Wenn Werte aber nur verbal vorgebracht werden, greifen sie kaum. Sie müssten vielmehr im Zusammenleben erfahrbar werden. Darin gibt es aber viele Schwierigkeiten.

Gehen Sie mit Ihrer Meinung zu gesellschaftlichen Fragen auch in die Öffentlichkeit?

Ich bin eine Person des öffentlichen Lebens, aber ich stehe nur für vier Prozent Katholiken im Land. Da muss ich gut überlegen, wozu und wie ich mich äußere, damit es nicht kontraproduktiv wird. Zu manchen Themen melde ich mich durchaus laut zu Wort, mitunter gemeinsam mit meinen evangelischen Kollegen, etwa zum Sonntagschutz oder zum Rechtsextremismus.

Ist das Bistum auch in Bildung und Erziehung engagiert?

Mein Vorgänger hatte den Mut, mehrere Schulen zu gründen. Sie tragen viel dazu bei, dass Kirche hierzulande positiv gesehen wird. Es gibt im Bistum drei katholische Gymnasien, vier Grundschulen und eine Sekundarschule mit mehr als 2000 Schülerinnen und Schülern. Rund zwei Drittel von ihnen sind evangelisch oder konfessionslos. Diese Schulen verstehen wir als dialogische Schulen, die das christliche Menschenbild in Wort und Tat vermitteln.

Nimmt die Mehrzahl der Schüler auch am Religionsunterricht teil?

Wir bieten an unseren Schulen katholischen und evangelischen Religionsunterricht sowie Ethikunterricht an. Auch viele Nichtchris-

ten besuchen unseren Religionsunterricht. Da entwickelt sich etwas. Hin und wieder höre ich, dass sich eine Schülerin oder ein Schüler taufen lässt.

In welchen sozialen Schichten ist die katholische Kirche verankert?

Viele Katholiken stammen aus Flüchtlingsfamilien, die sich nach dem Krieg hier niedergelassen haben. Nach 1989 sind aus dem Westen und Süden Deutschlands einige zugezogen. Die meisten Christen hierzulande zählen zur Mittelschicht. Der Ausländeranteil ist gering.

Lebt die Kirche aus der Substanz oder kann sie neue Mitglieder gewinnen?

Bei uns lassen sich Jahr für Jahr etwa 70 Erwachsene taufen. Das hat es vor 1989 nicht gegeben. Am ersten Fastensonntag laden wir die Kandidaten nach Magdeburg ein, wo sie auch über ihre Biografie und ihre Motive sprechen. Wer schon seit seiner Kindheit in der Kirche ist und das hört, ist tief gerührt, wie da über den Glauben gesprochen wird.

Geht die Kirche auch auf die Menschen zu, die ihr fern stehen?

Es gibt viele Versuche, Menschen mit dem Evangelium in Berührung zu bringen und Christentum erfahrbar werden zu lassen. Ein Beispiel ist die „Nacht der offenen Kirchen“. Mancherorts setzen da kleine Völkerwanderungen ein. In Halle gibt es seit einigen Jahren ein Institut zur Ausbildung katholischer Religionslehrer mit zwei rührigen Professoren, die gut in die Öffentlichkeit hineinwirken. Mit unserer Katholischen Akademie haben sie kürzlich eine vielbeachtete Ringvorlesung zum Thema Tod veranstaltet. An sechs Vorlesungen nahmen je rund 250 Personen teil! Und auch das 800-Jahr-Jubiläum der seligen Mechthild von Magdeburg haben wir nicht als innerkirchliches Festjahr gestaltet, sondern offen auf die Bevölkerung hin und mit vielen Partnern. Zum Auftakt gab es ein Volksfest, das die Magdeburger auf „ihre“ Mechthild neugierig machen sollte. Die Resonanz war sehr gut, auch bei anderen Veranstaltungen dieses Jahres.

Setzen Sie auch auf das spirituelle Angebot von Klöstern wie Helfta?

Wir haben sogar zwei Orte dieser Art: Zum einen das Zisterzienserkloster Helfta in Lutherstadt Eisleben, das nach der Wende

wiedererstanden ist, und zum anderen die Huysburg bei Halberstadt, ein Benediktinerkloster, das 1972 wiederbegründet und vor einigen Jahren mit der Abtei St. Matthias in Trier vereinigt wurde. Zur Huysburg gehen auch unsere jährlichen Bistumswallfahrten mit bis zu 5000 Teilnehmern. Sie sind jedes Mal wie ein Familienfest. In einem restaurierten romanischen Saal sollen bald auch Ausstellungen in das Christentum einführen. Beide Klöster haben ein Gäste- und Exerzitienhaus und sind für unser Bistum von großer Bedeutung.

Welche Erfahrungen haben sie mit neuen Ordensniederlassungen?

Schon zu DDR-Zeiten gab es bei uns einige Orden. Nach der Wende kamen neue hinzu, die im Osten eine große Herausforderung sahen. Wir sind sehr dankbar für ihr Wirken. Leider mussten manche ihre Niederlassung jedoch schon wieder auflösen. Dazu gehören auch die Comboni-Missionare, die zehn Jahre in Halle präsent waren. An ihnen wurde besonders deutlich, dass es offensichtlich in Mitteldeutschland schwieriger ist zu missionieren, als in Lateinamerika oder Afrika.

Wie sieht es mit Geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen aus, auf die manche Bischöfe einige Hoffnungen setzen?

Bisher existieren in unserem Bistum kaum solche Gemeinschaften. Sie bevorzugen eher andere Regionen Deutschlands mit größeren Städten. Aus früheren Zeiten ist bei uns aber die Schönstattbewegung vertreten, und die Fokolarini haben in Zwochau bei Leipzig ihr Zentrum, von wo aus sie segensreich wirken.

In den deutschen Diözesen gibt es mehr oder weniger starke Strukturveränderungen, die zum Teil für heftigen Protest und für Frust an der Kirchenbasis sorgen. Wie sieht das im Bistum Magdeburg aus?

Inzwischen sind aus 185 Gemeinden 44 Gemeindeverbände entstanden, aus denen demnächst neue Pfarreien werden. Wir haben dabei einen kommunikativen und dialogischen Weg gewählt, um möglichst viele Gläubige in diesem Prozess mitzunehmen. Ich denke, das ist uns recht gut gelungen, obwohl es manchmal sehr aufwändig war.

Welche Konsequenzen hat die Neuordnung für die Seelsorgepraxis?

Bei unseren kleinen Zahlen ist es ganz einfach notwendig, dichter



Bürgerforum zur Deutschen Einheit: Im Gespräch mit dem Beauftragten für den Aufbau Ost, Bundesminister Wolfgang Tiefensee.

Ökumenisches Kontaktgespräch im Roncalli-Haus



Bei seinen Visitationen sucht Bischof Dr. Feige immer auch das Gespräch mit Vertretern der Kommunen. In Wernigerode lässt er sich die Situation der Harzstadt von Oberbürgermeister Peter Gaffert erläutern.





Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen! Bischof Dr. Feige gratuliert seinem Vorgänger Bischof em. Leo Nowak zum 80. Geburtstag. Hauptcelebrant des Festgottesdienstes war der Paderborner Erzbischof Hans-Josef Becker.

Bei den Adalbert-Feierlichkeiten in Gniezno im Gespräch mit dem Erzbischof von Poznan sowie den Kardinälen Georg Sterzinsky und Jozef Glemp.



Am Samstag vor Pfingsten weihte Bischof Dr. Feige den Diakon Daniel Rudloff in der Magdeburger Kathedrale St. Sebastian zum Priester.



Ökumenisch anregend: Blickt er aus dem Fenster seines Arbeitszimmers, hat Bischof Dr. Feige den Magdeburger Dom vor Augen.



„Eure Eltern hätten vielleicht geschimpft...“ Kurz vor den Kinderwallfahrten brach sich der Bischof die Schulter. Sein kleiner Freund Felix stürzte völlig unerwartet einem Hasen hinterher. So schnell konnte auch der Bischof die Leine nicht loslassen.



Im Rahmen seiner umfangreichen Visitationen informiert sich Bischof Dr. Gerhard Feige auch über die wirtschaftliche Situation in der Region. In Salzwedel besuchte er eine Baumkuchenbäckerei und in Genthin suchte er das Gespräch mit Vertretern des dort ansässigen Waschmittelherstellers.

„Die Wahrheit kann niemand verbrennen.“ Unter dieses Wort Mechthilds von Magdeburg stellte der Bischof seine Predigt zur Wallfahrt des Bistums ins Kloster Huysburg.



zusammenzurücken. Dabei müssen wir das ehrenamtliche Engagement noch stärker in den Blick nehmen. In der Ausbildung und dem Einsatz von Gottesdienstbeauftragten, die zu Wort-Gottes-Feiern in kleinere Orte fahren, verfügen wir schon lange über gute Erfahrungen. Wie sich die pastorale Situation weiter entwickeln wird, ist in manchem noch ungewiss. Das hängt auch von der demografischen Entwicklung ab. Wegen der hohen Arbeitslosigkeit gehen viele junge Leute ins alte Bundesgebiet. Statistische Berechnungen prognostizieren, dass die Bevölkerung bis 2025 noch um 20 Prozent sinken wird.

Stehen Christen in der Minderheit stärker zusammen? Haben Sie auch persönlich ein besonders Verhältnis zur Ökumene?

Ökumene ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Schon im Gymnasium war ich mit der Tochter des evangelischen Propstes und anderen evangelischen Schülern in einer Klasse. Damals ging es nicht um Konfessionen, sondern um die Frage: gläubig oder nicht? Und wir haben zusammengehalten. Später beim Studium gab es Vorlesungen in ökumenischer Theologie und eine eigene Dozentur dafür. Das hat uns junge Theologen geprägt. Außerdem interessiere ich mich seitdem in besonderer Weise für die Orthodoxie. An meiner ersten Stelle als Vikar in Salzwedel war die Jugendseelsorge ökumenisch geweitet, und ich habe in der evangelischen Kantorei mitgesungen. An die Hochschule nach Erfurt zurückgekehrt, hatte ich bald selbst Ökumenische Theologie zu lehren. Im Bistum schließlich haben wir bei unserem Pastoralprozess einen eigenen Text „Kirchen gemeinsam auf dem Weg – Ökumene im Bistum Magdeburg“ veröffentlicht. Als Katholiken im Lande Luthers ist uns ein positives Verhältnis zu unseren evangelischen Schwestern und Brüdern sehr wichtig.

Die evangelische Kirche bereitet sich auf das Reformationsjubiläum vor. Machen Sie da mit?

Bisher ist vor Ort dazu in ökumenischer Beziehung noch nichts Konkretes abzusehen. Insgesamt wäre es jedoch hilfreich, zu einem gemeinsamen Verständnis der Reformation zu kommen. Eine rein kulturgeschichtliche Sicht als „Geburtsstunde der Freiheit“ oder „Morgenröte der Moderne“ könnte ich nicht mittragen. Für mich verbindet sich damit vielmehr eine tragische und schmerzliche Geschichte, die wir gemeinsam aufarbeiten sollten.

Das Gespräch führte für den Rheinischen Merkur Rudolf Zewell.

Katholisch – reformerisch – ökumenisch

*Predigt am 28. September 2008 zum Jubiläum
150 Jahre katholische Gemeinde in Lutherstadt Eisleben
(Phil 2,1-11; Mt 21,28-32)*

Als Schulkind – in Halle aufgewachsen – bin ich einmal für einige Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt worden. Es war eine wunderschöne Zeit, fast idyllisch, zu erleben, wie wohltuend eine volkscirchliche Atmosphäre sein kann. Sonderbar fand ich es aber, wenn meine Gastgeber über die Situation sprachen, aus der ich kam. „Diaspora“ war das Schlüsselwort; und das klang so, als ob ich sonst irgendwo hinterm Busch oder in einer Wüste lebte.

Für viele ist „Diaspora“ ein unverständliches Fremdwort; für uns Katholiken hier in dieser Region aber ein vertrauter Begriff. Die Situation, die damit erfasst wird, ist jedoch nicht völlig neu. Schon der 1. Petrusbrief richtet sich ausdrücklich „an die Auserwählten, die als Fremde ... in der Zerstreuung (Diaspora) leben“ (1,1).

Unter die anderen zerstreut zu sein, das war und ist das Schicksal und die Herausforderung, die Last und die Chance der katholischen Christen hier in dieser Region seit über 400 Jahren, eine zusammen gewürfelte Kirche von Zugezogenen zu sein, skeptisch bäugt, manchmal sogar diskriminiert und bekämpft, ein gesellschaftlicher Fremdkörper.

Was muss es da vor 150 Jahren bedeutet haben, als hier in Eisleben nach der Reformation zum ersten Mal wieder ein eigener Priester vor Ort war, als 1891 die Gemeinde zur Pfarrei erhoben wurde und 1924 schließlich die Pfarrkirche geweiht werden konnte.

In wie vielen politischen Systemen musste man sich zurechtfinden, behaupten und bewähren: im preußischen Staat wie im Deutschen Kaiserreich, während der Weimarer Republik wie unter der Nazi-Diktatur, zur DDR-Zeit unter kommunistischer Herrschaft wie nun schon fast zwei Jahrzehnte in einer pluralistischen Demokratie. Wie oft haben sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dramatisch verändert, galt es immer wieder, sich auf neue Bevölkerungsbewegungen einzustellen.

Und auch die Diaspora-Erfahrung war sehr unterschiedlich. Mal lebten die Katholiken hier als Minderheit in einer weithin als evangelisch geltenden Gesellschaft, dann musste man sich gemeinsam mit den evangelischen Christen gegen den marxistisch-leninistischen Athe-

ismus und Materialismus zur Wehr setzen, und heute finden wir uns vor Ort gewissermaßen in einer doppelten Diaspora vor: als christliche Minderheit inmitten von mehr als 80 Prozent Konfessionslosen, und dann auch noch – was für einige fast exotisch klingt – als katholisch. Und manchmal verschärft sich die Situation noch dadurch, dass jemand, der bewusst christlich leben will, selbst in der eigenen Familie keinen Rückhalt und kein Verständnis dafür mehr findet.

Was hat sich doch alles seit 1858 verändert. Fast nichts ist so geblieben, wie es einmal war. Und doch gibt es Ihre Gemeinde nach wie vor in recht lebendiger Weise. Kirche ist nicht an bestimmte Verhältnisse gebunden; sie kann überall – auch unter schwierigsten Umständen – Wurzeln schlagen, sich entfalten und ihrer Sendung gerecht werden. Entscheidend ist aber, dass möglichst viele dies begreifen und sich mutig den jeweiligen Herausforderungen stellen.

Was könnte das für uns katholische Christen hier und heute in dieser Region bedeuten, besonders vielleicht sogar für die St. Gertrud-Gemeinde in der Lutherstadt Eisleben? Was hat uns geprägt? Was ist uns wichtig? Was treibt uns an?

katholisch

Zunächst einmal – so könnte man sagen – verstehen wir uns als „katholisch“. Und das heißt: Wir gehören einer konkreten Kirche an, die sich in einer 2000jährigen Tradition sieht: von der Sammlungsbewegung Jesu von Nazareth an über die ersten christlichen Gemeinden nach seiner Auferstehung und dem Pfingstereignis bis heute. Eine wechselvolle Geschichte liegt hinter uns. Manchmal tragen wir schwer unter diesem historischen Ballast und werden als die „Ewig-Gestrigen“ bezeichnet; dann aber profitieren wir wieder von den Weltenerfahrungen einer Bewegung, die wie keine andere schon so lange existiert. Wir stehen in Gemeinschaft mit unzähligen Ortskirchen und ihren Bischöfen auf dem ganzen Erdenrund, besonders natürlich mit dem Bischof von Rom, unserem Papst. Nein, er ist nicht das Haupt der Kirche – das ist und bleibt Christus – aber er ist dazu bestellt, den Dienst der Einheit wahrzunehmen. Und diese Einheit meint nicht Gleichschaltung und Uniformität, sondern vielmehr Einheit in Vielfalt, Einheit im Verstehen über die Grenzen von Völkern und Nationen, Rassen und Klassen, Kulturen und Parteien hinaus. Unsere Kirche ist durchaus kein erratischer Block; und ich staune immer wieder darüber, wie diese Gemeinschaft überhaupt zusammengehalten werden kann.

Freilich gibt es auch andere Erfahrungen. In einer Anekdote vom

Vorabend des II. Vatikanischen Konzils wird erzählt: Ein katholischer Bauer aus Südoldenburg (er könnte durchaus auch von anderswoher sein) solle gesagt haben: „Lasst die in Rom beschließen, was sie wollen, ich bleibe katholisch!“ Katholisch-Sein, das hieß damals und heißt auch heute noch für viele: dass sich in der Kirche nichts ändern darf. Katholisch-Sein hieß und heißt: alles bewahren und wie ein Fels in der Brandung stehen. Katholisch-Sein hieß und heißt: sich von den anderen abgrenzen. Das aber wäre kleinkariert und borniert, engstirnig und fast sektiererisch. Wahre Katholizität hingegen zeigt sich in einem langen Atem und einer großen Weite, im Mut, sich auf die Welt einzulassen und sich ihren Problemen geistreich zu stellen.

reformerisch

Klingt das nicht zu ideal? Machen wir uns da nichts vor? Ist das nicht ideologieverdächtig?

Die heutige Lesung könnte und sollte uns auch in dieser Hinsicht nachdenklich machen. Paulus ermahnt die Gemeinde in Philippi, eines Sinnes zu sein, einander in Liebe verbunden, einmütig und einträchtig. Niemand solle etwas aus Ehrgeiz und Prahlerei tun. Jeder und jede möge vielmehr in Demut die anderen höher einschätzen als sich selbst und nicht nur auf das eigene Wohl achten. Alle sollten untereinander so gesinnt sein, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht. Das aber heißt: Es ist schon unter den Christen Philippis manches im Argen gewesen, sonst hätte Paulus nicht daran erinnert. Und bereits Jesus kritisiert – wie wir im Evangelium gehört haben – fromme Leute, die zwar formal „ja“ sagen, also zustimmen und sich sehr sicher geben, den Willen Gottes zu erfüllen, in Wirklichkeit aber nicht entsprechend handeln. Man kann auch im Glauben verhärten und sich dem Anspruch des Evangeliums verweigern.

Ziehen sich solche Erfahrungen nicht durch die ganze Geschichte der Kirche? Sie ist keine Elitetruppe, sondern ein Volk, zu dem auch Schwächlinge, Versager und Heuchler gehören, eine Gemeinschaft, die ihre Verwundeten mit sich schleppt – nicht nur göttlich, sondern auch zutiefst menschlich, und darum permanent der Erneuerung bedürftig. „Ecclesia semper reformanda“, so hat es auch das II. Vatikanische Konzil erklärt: Die Kirche muss – so könnte man ein zweites wichtiges Merkmal unseres Selbstverständnisses benennen – immer wieder reformiert werden, um ihrem Auftrag gerecht zu bleiben.

In fast allen Jahrhunderten hat es solche Reformen und Neuaufbrüche gegeben und auch heute sind wir von der Frage herausgefor-

dert, ob wir vor dem bestehen können, was Jesus Christus gewollt hat und wozu sein Geist uns drängt. Darum darf und muss es auch Kritik und Selbstkritik geben. Versagen wird nicht durch Beschönigung ausgeräumt, sondern durch Bekehrung und Bekenntnis. Und das Erfreuliche ist, dass die Kirche nicht nur ständig der Erneuerung bedarf, sondern auch dazu fähig ist. Trotz aller Unvollkommenheit hat sie immer noch genügend Rückgrat, Beweglichkeit, Überzeugungskraft, Charme und Begeisterungsfähigkeit.

ökumenisch

So ist es erstaunlicherweise unserer Kirche im vergangenen Jahrhundert auch gelungen, aus ihrer konfessionalistischen Engführung auszubrechen. Seit der Reformation im 16. Jahrhundert hatten sich die verschiedenen christlichen Richtungen immer mehr voneinander abgesetzt und im Widerspruch zueinander profiliert. Nunmehr aber haben wir – und das wäre ein dritter wesentlicher Aspekt unserer heutigen Identität – uns mit dem II. Vatikanischen Konzil „unumkehrbar dazu verpflichtet, den Weg der Suche nach Ökumene einzuschlagen und damit auf den Geist des Herrn zu hören, der uns lehrt, aufmerksam die ‚Zeichen der Zeit‘ zu lesen“. Trotz mancher Aporien und Rückschläge gilt es, um die Einheit mit allen Kräften weiter zu ringen. So erklärt unsere Kirche auch, „dass der Ökumenismus ... nicht bloß irgendein ‚Anhängsel‘ ist, das der traditionellen Tätigkeit der Kirche angeführt wird“, sondern „im Gegenteil“ „organisch zu ihrem Leben und Wirken“ gehöre. Katholisch sein bedeutet seitdem auch: Wir genügen uns nicht mehr selbst, sondern pflegen den Kontakt zu den anderen christlichen Kirchen und Gemeinschaften und wissen uns eingebunden in die weltweite ökumenische Bewegung. Gerade in den Lutherstädten Wittenberg und Eisleben ist das für uns nicht nur eine kühne Vorstellung geblieben, sondern in vielem Wirklichkeit geworden.

Auch wenn manche Spannungen und Konflikte nicht ausbleiben, gilt es, auf diesem Weg weiter zu gehen: beharrlich und fair, nüchtern und hoffnungsvoll, mutig und kreativ, mit Herz und Verstand. In diesem Sinn hat schon Papst Johannes Paul II. bei seiner Begegnung mit Vertretern der Evangelischen Kirche in Deutschland am 17. November 1980 in Mainz betont: „Wir dürfen es nicht bei der Feststellung belassen: Also sind und bleiben wir ewiglich geschieden und wider einander. Miteinander sind wir berufen, im Dialog der Wahrheit und der Liebe die volle Einheit im Glauben anzustreben. Erst die volle

Einheit gibt uns die Möglichkeit, uns eines Sinnes und eines Glaubens an dem Tisch des Herrn zu versammeln. ... Wir müssen im Gespräch und Kontakt bleiben. ... Wir dürfen nichts unversucht lassen. Wir müssen tun, was eint. Wir schulden es Gott und der Welt.“

Liebe Schwestern und Brüder, wir feiern das 150jährige Jubiläum der katholischen Gemeinde zu Eisleben. Wir schauen zurück und danken für alle, die dazu beigetragen haben, dass es eine lebendige Gemeinde geblieben ist, vor allem aber Gott selbst für seinen Segen. Möge er uns auch weiterhin die Kraft schenken, Christus zu folgen und uns in seinem Geist den gegenwärtigen und zukünftigen Herausforderungen zu stellen: katholisch fundiert, reformerisch aufgeschlossen und ökumenisch gesinnt.

Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen!

Bischof Leo Nowak zum 80. Geburtstag im März 2009

Lieber Bischof Leo, als ich neulich mal wieder zum Schwimmen ging, sagte die Dame an der Kasse zu mir: „2 Euro 50 – Rentner!“ Um die Stadt nicht zu betrügen, habe ich den vollen Preis bezahlt, bin aber schon ins Nachdenken gekommen. Nun bist du, lieber Leo, mir sogar noch etliche Jahre voraus. So ich das richtig wahrnehme, erschüttert das dich jedoch wohl nicht sonderlich. Von dir kann vielmehr gelten, was Eugen Roth in einem Gedicht folgendermaßen formuliert:

*Ein Mensch, nur 80 Jahre jung,
Ist geistig noch ganz gut in Schwung.
Er ist recht munter und ganz wendig,
auch seine Seele ist lebendig.
Und fragt man ihn, wie er das macht,
so sagt er „ich hab nachgedacht.
Es geht mal vor und mal zurück,
oft auch vorbei am großen Glück.
Jedoch das kleine kommt entgegen
Dir hundertfach auf manchen Wegen.
Du brauchst Geduld und viel Geschick*

*im Umgang mit dem Lebensglück.
Wenn Du bedenkst auf dieser Welt:
am besten ist's mit uns bestellt,
wo wir ein klares Bild uns machen,
vom Leben, Lieben, Weinen, Lachen.
Mit Einsicht, Zuversicht, Vertrauen:
Nicht rückwärts sondern vorwärts schauen!“*

Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen! Das ist wohl eine deiner bewussten oder unbewussten Maximen.

Mehrmals in deinem Leben bist du dazu besonders herausgefordert worden, das erste Mal sicherlich am Ende des II. Weltkrieges, als du gerade mal 16 Jahre alt warst und deine Heimatstadt „Machdeburgh“ (wie man hier sagt) in Trümmern lag. Da galt es für dich, das Abitur noch zu erlangen und in einer für Christen nicht unbedingt freundlicher sich gestaltenden Gesellschaft seinen Weg zu finden. Inmitten marxistisch-atheistischer Anfechtungen hast du dich zum Theologiestudium entschieden und dabei schon gezeigt, was in dir steckt. In der Abschlussbeurteilung des Erfurter Priesterseminars – verfasst vom Regens und Professor Erich Kleineidam – heißt es jedenfalls: „Nowak ist begabt, fleißig, geistig interessiert, dazu von einer großen Ruhe und Überlegenheit. Er war zwei Semester ... Obersenior; ... seine humorvolle, sichere Art half über viele Schwierigkeiten hinweg. Er ist zugleich praktisch begabt, musikalisch, kann Singekreise leiten, so dass er verspricht, auf vielerlei Posten voll seinen Mann zu stehen.“ Das hat sich dann auch bewahrheitet: 16 Jahre als Seelsorger an verschiedenen Orten, zum Teil mit regionalen Zusatzaufgaben, drei Jahre als Referent für die Erwachsenenseelsorge und 15 Jahre als Leiter des Seelsorgeamtes; 14 Jahre warst du schließlich Bischof in und von Magdeburg.

Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen! Das war, lieber Leo, für dich fast selbstverständlich, als das II. Vatikanische Konzil neuen Wind in unsere Kirche brachte. „Roncalli“, der Familienname von Papst Johannes XXIII., hat dich viele Jahre gewissermaßen als Markenzeichen begleitet. Und als unser altes „Roncalli-Haus“ an der Elbe verloren ging, ist dessen Name auf das neue Bildungshaus, das an unserer Kathedrale entstand, übergegangen. „Aggiornamento“ ist das Programm: den christlichen Glauben im Hier und Heute zu leben und verständlich zu machen. Dafür hast du dich unermüdlich eingesetzt.

Dafür gebührt dir höchstes Lob. In die Sprache deiner Geburtsstadt übersetzt, würde dies etwas nüchterner klingen: „Da kannst du nicht meckern.“

Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen! Mit großem Optimismus bist du, lieber Leo, schließlich auf die vielfältigen Herausforderungen eingegangen, die der Mauerfall vor 20 Jahren und die Wiedervereinigung Deutschlands mit sich gebracht haben. Dazu gehört auch, dass du noch im Alter von 62 bis 67 Jahren bereit warst, den Vorsitz der Jugendkommission der gesamtdeutschen Bischofskonferenz wahrzunehmen. Mit dir verbindet sich die Verselbständigung unseres Bistums vor 15 Jahren und das „Pastorale Zukunftsgespräch“. Dir verdanken wir wesentliche Impulse, Weichenstellungen und Einrichtungen. Selbst wenn auch für dich manche Ereignisse nicht unbedingt dazu angetan waren, besonders gute Laune zu erzeugen, hast du dir deine positive Sicht offensichtlich von nichts und niemandem verderben lassen.

Lieber Bischof Leo! Schon viele Jahre bist du als lebenswürdiger und herausfordernder Zeuge des christlichen Glaubens unterwegs. Im Namen aller Gläubigen unseres Bistums und ganz persönlich danke ich dir für die nötige Gelassenheit, den schöpferischen Mut und die unbändige Zuversicht, die dich ausgezeichnet haben. Erfreulicherweise hast du dich nicht in den Vordergrund gespielt, sondern bist für den transparent geblieben, der dich und uns in seine Nachfolge gerufen hat. Und auch nach deiner Emeritierung – so habe ich den Eindruck – pflegst du keine nostalgischen Erinnerungen, sondern stellst dich kreativ dem, was Gott jetzt von dir erwartet. Ihm danken wir heute gemeinsam mit dir für seinen Segen, der dich 80 Jahre begleitet hat. Und wir wünschen dir auch weiterhin viel Freude am Leben und dereinst seine ganze Fülle: „Mit Einsicht, Zuversicht, Vertrauen: Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen!“ Möge Gott dir auch weiterhin nahe bleiben. Ad multos annos! Auf viele Jahre!

Weitsichtig und anregend

Zum 100. Geburtstag von Bischof Hugo Aufderbeck
am 23. März 2009

In einem Brief aus dem Jahre 1978 schreibt Bischof Hugo Aufderbeck an mich: „Lieber junger Mitbruder! Es ist mir eine ganz besondere Freude, Ihnen zum Tag Ihrer Priesterweihe meine Glückwünsche zu übermitteln. Mit Ihren Eltern und insbesondere mit der St. Franziskus- und Elisabethgemeinde bin ich ja in besonderer Weise verbunden, zumal ich dort 12 Jahre gewirkt habe. Ich denke an diese Zeit sehr gern zurück, insbesondere auch an den Kreis der jungen Familie, den ich damals auch aufgebaut habe. Wer hätte damals gedacht, was aus den Kindern würde! Es sind ja aus der St. Franziskus- und Elisabethgemeinde nach dem Krieg doch eine ganze Reihe von Priestern hervorgegangen.“

Als Hugo Aufderbeck von 1938 bis 1950 in meiner Heimatgemeinde zu Halle an der Saale als Vikar und Studentenseelsorger und schließlich in den letzten beiden Jahren davon als Assessor gewirkt hat, war ich noch nicht geboren, und doch habe ich ihm von Anfang an manches zu verdanken: über meine Eltern und die kirchlichen Verhältnisse, in denen ich aufgewachsen bin.

„Anderes können andere tun“

Wahrscheinlich war der Familienkreis meiner Eltern – von Vikar Aufderbeck 1946 gegründet – einer der ersten in ganz Deutschland. Viele solcher Kreise folgten und erwiesen sich in einer so schwierigen Diasporasituation wie der unseren als äußerst hilfreich. Für Kinder und Jugendliche zuständig mühte sich Vikar Aufderbeck auch schon lange vor der offiziellen Liturgiereform um neue Zugänge zur Liturgie und eine aktivere Teilnahme aller Mitfeiernden. Ein hölzerner „Volksaltar“ ist mir dazu noch in Erinnerung, der zumindest bei Kindergottesdiensten Verwendung fand, oder die samstägliche Komplet, zu der sich noch in meiner Jugendzeit manchmal bis zu 70 Jugendliche versammelten. Und auch die Priesterwerkwochen, die für unser Bistum schon jahrzehntelang fast selbstverständlich sind, wurden durch Hugo Aufderbeck in seiner Zeit als Seelsorgeamtsleiter in Magdeburg ins Leben gerufen.

Wie weitsichtig und anregend er dachte, zeigt sich auch darin, wie er in seinem damaligen Brief fortfährt: „Im Jahr 2003 werden Sie Ihr

silbernes Priesterjubiläum feiern. Ich weiß nicht, wie die Welt dann aussieht. Eines aber ist sicher, dass der Priesterberuf nach wie vor zu den Berufen gehört, die gefragt sind. ... Mir scheint, dass der Priester der kommenden Jahre und Jahrzehnte nicht irgendwelche außergewöhnlichen Dinge tun soll, sondern das, was das Primäre eigentlich ist. Und je mehr er dieses tut, umso mehr ... wird er auch außer Konkurrenz sein. Anderes können andere tun.“ Und er endet mit der geistlichen Empfehlung: „Gewöhnen Sie sich auch daran, nicht zu klagen und zu murren. Man kann nur über sich selbst klagen, an die Brust schlagen und das mea culpa sprechen. Aber da kann man nicht dranbleiben. Dreimal genügt. Dann betet man das misereatur und dann ist man wieder frei zu Neuem. Manche schleppen zwei Koffer mit sich herum, einen auf dem Rücken und einen vor dem Bauch. Auf dem Rücken haben sie die unbewältigte Vergangenheit, auf dem Bauch den Koffer mit allen möglichen Plänen. Sie ächzen und stöhnen unter diesen beiden Koffern. Die Vergangenheit sollen wir der Barmherzigkeit Gottes überantworten und die Zukunft der Fügung Gottes.“

Möge die Erinnerung an Hugo Aufderbeck viele mit Dankbarkeit erfüllen und dazu bewegen, sich – ihm ähnlich – den Herausforderungen unserer Zeit mit gläubigem Vertrauen, mutig, kreativ und geistvoll zu stellen.

Grußwort für die Festschrift: C. Brodkorb / M. Schmitt, Bruder und Gefährte in der Bedrängnis, Paderborn 2009, 20f.

Werden wir uns näher oder ferner sein...

*Gastkommentar für die evangelischen Zeitungen Die Kirche,
Der Sonntag, Glaube und Heimat vom 21. September 2008
zur Eröffnung der Reformationsdekade*

1617 wurde deutschlandweit das 100jährige Jubiläum von Luthers Thesenanschlag gefeiert. Rom hatte dem ein Sonderjubiläum zur „Ausrottung der Ketzereien“ entgegen gesetzt. Ein Jahr später brach der 30jährige Krieg aus. Heutzutage indes begehen mancherorts evangelische und katholische Christen den Reformationstag sogar mit einem gemeinsamen Gottesdienst. Und nun will die Evangelische Kirche in Deutschland zusammen mit staatlichen und kommunalen Partnern auf das 500jährige Jubiläum dieses Ereignisses mit einer Dekade hinführen.

Ich gestehe, meine Gefühle sind gemischt. Selbstverständlich ist es jeder Kirche belassen, Ereignisse oder Personen, die für sie bedeutsam sind, entsprechend zu würdigen. Manchmal – wie beim 800. Geburtstag der heiligen Elisabeth – kommt man dabei auch schon zu zwischenkirchlichen Gemeinsamkeiten. Andere Anlässe hingegen erinnern zu sehr an tragische Entwicklungen und stehen zweifelsohne für konfessionalistische Abgrenzungen. Wie kann und soll man auf diese in einer Zeit ökumenischer Sensibilität eingehen? Das ist für mich auch die entscheidende Frage im Hinblick auf das kommende Reformationsjubiläum. Wird es eine Jubel- und Profilierungsfeier des Protestantismus mit antikatholischen Spitzen? Dazu reichte schon, die Reformation als „Morgenröte der Moderne“ oder „Geburtsstunde der Freiheit“ hinzustellen. Eine solche Interpretation wäre nicht nur historisch äußerst fragwürdig, sondern auch kaum an Kriterien des Evangeliums orientiert und außerdem noch ökumenisch kontraproduktiv. „Katholisch“ zu sein, hätte demnach dann – mindestens indirekt – das Image von „unzeitgemäß“ und „hinter der Aufklärung zurückgeblieben“.

Vielleicht gelingt es aber in den nächsten Jahren noch, dass evangelische und katholische Theologen zu einer gemeinsamen Interpretation der Ereignisse am Beginn der Reformation und ihrer Wirkungen gelangen. Beide Seiten müssten sich darin freilich ohne Verbiegungen wieder erkennen können. Angeregt ist ein solches Vorhaben vom Kontaktgesprächskreis der Deutschen Bischofskonferenz und der

Evangelischen Kirche in Deutschland. Konkrete Überlegungen und erste positive Reaktionen dazu gibt es bereits. Auf jeden Fall wäre das eine gute Grundlage für eine weiterführende ökumenische Würdigung des bevorstehenden Reformationsjubiläums. An was man da noch denken könnte, hängt wohl in erster Linie davon ab, ob evangelischerseits überhaupt eine intensivere katholische Beteiligung erwünscht ist. Bei günstigen Entwicklungen wäre eventuell sogar – ähnlich wie 1996 anlässlich des 450. Todestages von Martin Luther – so etwas wie ein ökumenischer Kirchentag möglich, mindestens der mitteldeutschen Region. Schließlich stellt Luther und sein Reformanliegen auch für viele Katholiken eine „geistliche und theologische Herausforderung“ dar, an der man auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen nicht vorbeikommt.

Werden wir – evangelische und katholische Christen – uns nach der Dekade und dem Reformationsjubiläum näher sein oder ferner? Für mich bleibt das eine spannende Frage.

Luther auch für Katholiken?

*Interview zur Eröffnung der Reformationsdekade
in Lutherstadt Wittenberg für mehrere katholische
Kirchenzeitungen vom 21. September 2008*

Kirchenzeitung: Herr Bischof Feige, fühlen Sie sich als Katholik im Lande Martin Luthers und der Reformation eigentlich heimisch?

Bischof: Ich bin in Halle an der Saale geboren, Sachsen-Anhalt ist also meine Heimat, in der ich recht selbstverständlich als katholischer Christ herangewachsen bin. Seit meiner Schulzeit ist zudem Ökumene für mich kein Fremdwort. Aber erst jüngst ist mir deutlich geworden, wie sehr wir hier in einer doppelten Diasporasituation leben: gemeinsam mit den Protestanten als christliche Minderheit inmitten von 80 Prozent Konfessionslosen, und dann noch als eine eigene kleine Gruppe von Katholiken, die weitgehend von Flüchtlingen, Vertriebenen und Zugereisten abstammt.

Wie beurteilen Sie die „ökumenische Befindlichkeit“ vor Ort, in den Gemeinden: Gibt es erfreuliche Entwicklungen? Immerhin waren Katholiken und Protestanten während der DDR-Zeit aufeinander angewiesen in der Auseinandersetzung mit dem staatlich verordneten Atheismus.

Es gibt viele Beispiele ökumenischer Gesinnung und Partnerschaft. So bestehen gerade in den Lutherstädten Wittenberg und Eisleben gute Kontakte miteinander. Und wir haben auch zwischen evangelischem Dom und unserer Kathedrale gute Beziehungen, die anderswo nicht selbstverständlich sind. Im vorigen Jahr feierte beispielsweise die Domgemeinde ihre Sonntagsgottesdienste in unserer Kathedrale. Einige Jahre zuvor durften wir während der Sanierung von St. Sebastian mehrere Monate lang im Dom zu Gast sein; 2007 haben wir dort sogar das Fronleichnamfest feiern können. Die Qualität des Miteinanders hängt immer von den jeweiligen Personen ab und von den Erfahrungen, die sie miteinander gemacht haben.

Gilt das auch für Martin Luther? Ist er für die katholische Kirche immer noch der Reformator, der wider den „Antichristen auf dem Stuhle Petri“ polemisiert hat, oder betrachtet man ihn inzwischen eher wohlwollend?

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil hat sich das katholische Lutherbild gewandelt, obwohl er damit nicht vom Ketzer zum Heiligen geworden ist. Ich sehe ihn als eine geistliche und theologische Herausforderung auch für uns Katholiken. Wir kommen auf dem Weg zur Einheit der getrennten Christen an ihm nicht vorbei und müssen uns mit ihm beschäftigen. Luther hat durchaus Ecken und Kanten, und ich meine, dass er inzwischen selbst evangelische Christen provozieren dürfte.

Wodurch?

Er war sehr fromm, in Glaubensfragen – auch gegenüber anderen Reformatoren – kompromisslos und noch stark – was beispielsweise das sakramentale Leben betrifft – dem alten katholischen Verständnis verbunden. Ihn etwa als einen Vorläufer der Aufklärung zu sehen, kann auch von manchem Lutheraner nicht nachvollzogen werden.

Das Luther-Gedenken soll frischen Wind in den Protestantismus bringen, aber auch der Ökumene neue Impulse geben. Welchen Wind erhoffen Sie für die katholische Kirche?

Ich selbst werde die deutsche Bischofskonferenz bei der Eröffnung der Dekade vertreten, habe aber auch als Ortsbischof eine Einladung bekommen. Ich muss jedoch gestehen, dass ich noch nicht genau weiß, was mit der Dekade ganz konkret bezweckt werden soll. Ob

und inwieweit katholische und evangelische Christen in den nächsten zehn Jahren gemeinsame Projekte angehen, bleibt abzuwarten. Was ökumenische Impulse betrifft, so hängt das vom Charakter des Reformationsgedenkens ab. Jedes Reformationsjubiläum ist bisher durch unterschiedliche Akzente und Ziele geprägt gewesen, sowohl religiöse, als auch kirchenpolitische und politische. Wenn es um eine geistliche Erneuerung gehen soll, dann dürfte sich das auch auf uns positiv auswirken. Es bleibt die spannende Frage, ob evangelische und katholische Christen sich nach dem Reformationsjubiläum näher oder ferner sind.

In der Diskussion darüber wird von evangelischer Seite gelegentlich festgestellt, dass die „Konvergenz-Ökumene“, also die Suche nach möglichst vielen Gemeinsamkeiten, an ihr Ende gekommen sei. Es werde vielmehr auf eine „Ökumene der Profile“ gesetzt. Ist das eine hilfreiche Orientierung für beide Kirchen?

Es kommt darauf an, wie man den Begriff „Profil“ versteht. Ich meine, wir sollten erkennbar sein, uns aber nicht durch den Widerspruch zum anderen definieren und profilieren. Jede Seite sollte sich am Evangelium orientieren und an der lebendigen Tradition, aber auch an den Zeichen der Zeit. Ich hoffe nicht, dass die evangelische Kirche wieder protestantischer wird und sich noch mehr vom Katholischen absetzt. Wir sollten weiter unsere Gemeinsamkeiten entdecken, um zu einer größeren Einheit zu kommen, und uns nicht einfach nur tolerieren.

Damit berühren Sie Konfliktfelder, etwa das nach der gegenseitigen Einladung zum Abendmahl. Kann eine Luther-Dekade und die sich daran anschließende zehnjährige Beschäftigung mit dem Erbe des Reformators neue Impulse geben, und wenn ja, in welche Richtung könnten sie weisen?

Das ist ein sehr schmerzliches und sensibles Problem; und es hat nichts, wie es manche unterstellen, mit einer Machtfrage zu tun. Ich glaube nicht, dass die Luther-Dekade der geeignete Weg ist, hier weiterzukommen. Von ihr erhoffe ich aber, dass wir vielleicht zu einem gemeinsamen tieferen Verständnis der Reformation kommen. Das wäre schon eine gute Grundlage für weitere Annäherungen.

Das Gespräch führte Michael Dorndorf.

Wir sollten die Reformation ökumenisch betrachten

*Im Gespräch mit der Katholischen Nachrichten-Agentur
am 16. Oktober 2008*

KNA: Herr Bischof, wie haben Sie die Eröffnung der Lutherdekade erlebt?

Bischof: Meine Eindrücke waren gemischt. Sehr erfreut hat mich die Predigt des Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, Bischof Hanson aus Chicago. Es war eine sehr geistliche Predigt, in der ich eine Grundlage erkannte, auf der wir Katholiken und Protestanten uns gemeinsam mit Luther und unserer Situation beschäftigen könnten. Interessant waren für mich auch die differenzierten Äußerungen von Sachsen-Anhalts Ministerpräsident Böhmer, Bundesinnenminister Schäuble und auch Bischof Huber zu Luther und der Reformation. Ich hatte den Eindruck, alle hatten den Artikel von Hartmut Lehmann gelesen, der vor einiger Zeit in einer deutschen Zeitung erschienen war und der sich sehr kritisch mit Reformationsjubiläen und mit Luther auseinandergesetzt hatte. Lehmann hatte darin viele Fragen gestellt und unter anderem darauf hingewiesen, dass in jedem Jahrhundert aus Luther ein anderer gemacht worden war - je nach den Zeitinteressen. Das alles spiegelte sich in den Reden wider, man war also sehr differenziert und vorsichtig. Erfreulich fand ich auch, dass Innenminister Schäuble besonders die ökumenische Herausforderung erwähnt hat und dazu aufrief, dass in den nächsten Jahren auch auf diesem Gebiet etwas geschehen solle. Nachdenklich hingegen hat mich gemacht, dass ich als offizieller Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz zwar in der ersten Reihe saß, im Rahmen dieser Veranstaltung jedoch in keiner Weise erwähnt wurde. Inzwischen sieht man aber wohl ein, dass das ein Versehen war, das nicht hätte vorkommen dürfen.

Prälat Stephan Dorgerloh, der Repräsentant der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) in Wittenberg, hat die Gäste begrüßt. Haben Sie mit ihm nach der Veranstaltung sprechen können?

Nein, ich hatte dazu keine Gelegenheit mehr.

Es gab ja schon im Vorfeld Irritationen um die katholische Beteiligung an den Vorbereitungen der Dekade. Wie ist der aktuelle Stand?

Diese Lutherdekade wird ja auf verschiedenen Ebenen angegangen. Eine offizielle Einbindung der katholischen Kirche ist bisher nicht zu sehen. Aber es gibt verschiedene Aktivitäten. So plant beispielsweise das katholische Johann-Adam-Möhler-Institut für Ökumenik in Paderborn zusammen mit dem Institut für ökumenische Forschung des Lutherischen Weltbundes in Straßburg eine gemeinsame Kommentierung der 95 Ablassthesen. Das Möhler-Institut bereitet zudem mit dem Konfessionskundlichen Institut in Bensheim für den Ökumenischen Kirchentag 2010 in München eine Veranstaltung zum Thema „Luther und die Reformation“ vor. Für 2012 ist ein wissenschaftliches Symposium vorgesehen, das der Reformationsdekade gewidmet werden soll. Und im Jahr 2014 feiert die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Paderborn den 400. Jahrestag ihres Bestehens - bei der Gelegenheit soll auch die Rolle der Jesuiten und der Reformationszeit thematisiert werden. Das sind Dinge, die mir bislang bekannt sind. Vielleicht erfahre ich in Kürze mehr, wenn sich wieder der Kontaktgesprächskreis zwischen EKD und Deutscher Bischofskonferenz trifft. Da steht dieses Thema auch an.

Sie hatten sich schon im Vorfeld der Eröffnung der Lutherdekade kritisch geäußert und sich gegen eine mögliche antikatholische Stoßrichtung gewandt.

Meine Befürchtungen beziehen sich auf die Profilierungsbestrebungen der evangelischen Kirche, die ja seit einiger Zeit thematisiert werden, und dass hier eventuell wieder eine deutlichere Abgrenzung von der katholischen Kirche erfolgen könnte. Da ist es wichtig, wie man die Reformation interpretiert. Wenn sie tatsächlich auf der Welle von „Morgenröte der Moderne“ und „Geburtsstunde der Freiheit“ gesehen wird, können wir katholischerseits nicht mitziehen. Da sind die Sichten auf das, was Reformation war und hervorgebracht hat, sehr unterschiedlich. Wenn die Reformation samt der weiteren Geschichte fast nur noch positiv dargestellt würde, als kulturgeschichtliche Leistung, und die ganze dahinterstehende Tragik überhaupt nicht mehr im Blick ist, wäre das eine Richtung, die ich nicht vertreten könnte. Es ist doch auch eine schmerzliche Trennungs- und Entfremdungsgeschichte, die es zu verarbeiten gilt.

Sie haben neulich bei der 150-Jahrfeier der katholischen Gemeinde in Eisleben gepredigt - Ihr Leitwort hieß „Katholisch - reformerisch - ökumenisch“. Was kann gerade die katholische Ortskirche in den von Luther und der Refor-

mation geprägten Gebieten in Sachsen-Anhalt leisten, um die Ökumene voranzubringen?

Erfreulicherweise können wir bereits auf recht positive ökumenische Erfahrungen auf der Ortskirchenebene zurückschauen, vor allem zu DDR-Zeiten, aber auch danach. Das macht uns Mut und Hoffnung. In letzter Zeit habe ich auch einige Gespräche mit Pastoren, dem evangelischen Bischof oder dem Kirchenpräsidenten gehabt, die mich zuversichtlich stimmen, dass wir auf der Ortsebene unseren Weg angesichts der Herausforderungen unserer Gesellschaft weiter gut beschreiten können. Neulich habe ich schon einmal darauf verwiesen, dass es 1996 anlässlich eines Lutherjubiläums sogar einen regionalen ökumenischen Kirchentag gegeben hat. So weit waren wir also schon. In dieser Richtung könnte ich mir durchaus einiges vorstellen. Und ich freue mich besonders, dass die katholischen Gemeinden in den beiden Lutherstädten, die in unserem Bistum liegen, Wittenberg und Eisleben, sehr gute Beziehungen zu den evangelischen Gemeinden haben.

Eine Frage zur Begrifflichkeit 2017: Da ist von Reformationsfeier die Rede, auch die Worte Jubiläum oder Gedenken werden verwendet. Innenminister Schäuble warnte in Wittenberg vor dem Begriff „Jubiläum“, weil man dann zu leicht in Jubel ausbreche. Wofür würden Sie sich aussprechen?

Mir wäre Gedenken am liebsten, weil es auch die tiefere und innere Dimension zum Ausdruck bringt, während „Feier“ und „Jubiläum“ doch sehr viel mit Äußerem gepaart sind. Recht äußerlich zeigt sich etwa das Interesse an touristischer Vermarktung; vermutlich ist es der evangelischen Kirche gar nicht so lieb.

Kommen wir zur Theologie. Wir haben die Einigung bei der Rechtfertigungslehre, sie gilt als nicht mehr kirchentrennend. Wie könnte eine katholische Haltung zu Luther im 21. Jahrhundert aussehen, wie stellt sich die Kirche zu einer so starken protestantischen Figur?

Das katholische Lutherbild hat sich im letzten Jahrhundert wesentlich gewandelt. Joseph Lortz oder Erwin Iserloh sind Namen, die für diejenigen stehen, die einen anderen Zugang vermittelt haben. Und sogar im offiziellen Dialog, in der katholisch-lutherischen Kommission auf Weltebene, ist eine gemeinsame Sicht Luthers zum Ausdruck gebracht worden, die man in die Worte fassen kann: Er ist Zeuge des

Evangeliums, Lehrer im Glauben und Rufer zur geistlichen Erneuerung. Das sind Aussagen, die ich nachvollziehen kann. Selbstverständlich hat Luther Ecken und Kanten, und Hartmut Lehmann hat auch auf Dinge hingewiesen, die ihn nicht unbedingt zu einem Vorläufer des modernen Menschen machen, die heute auf starke Abwehr stoßen würden. Aber er war ein geistlicher Mann, der auch noch sehr stark in katholischen Traditionen verhaftet war. Von daher haben wir Zugänge zu ihm. Er ist auch für uns eine geistliche und theologische Herausforderung - bei allem Ärger, das man mit manchen seiner Äußerungen und Reaktionen verbindet.

Katholische Theologen haben jüngst vorgeschlagen, der Vatikan könnte Luther zum Kirchenlehrer ernennen. Wie stellen Sie sich dazu?

Das halte ich für etwas überzogen.

Bischof Huber hat mehrmals den Vorschlag unterbreitet, katholische und evangelische Theologen sollten sich mit Blick auf 2017 zusammensetzen und eine gemeinsame Sicht auf Vorgeschichte und Wirkungen der Reformation entwickeln. Gab es darauf schon eine katholische Reaktion?

Darüber wird bereits beraten. In Deutschland gibt es ja einen ökumenischen Arbeitskreis von Theologen, den sogenannten Jäger-Staehlin-Kreis. Da wird diskutiert, ob man in den nächsten Jahren zu einer solchen Arbeit kommen kann, das Reformationsereignis unter ökumenischer Perspektive zu betrachten. Das ist aber erst einmal diesem Kreis vorbehalten. Ich könnte mir vorstellen, dass so etwas zukunftsfruchtig wäre. Dann hätte man eine gemeinsame Grundlage, auf der man weiteres aufbauen könnte.

Sie haben den regionalen Kirchentag von 1996 angesprochen, der positive Akzente gesetzt hat. Den ersten bundesweiten Ökumenischen Kirchentag gab es 2003 in Berlin, der nächste folgt 2010 in München. Könnten Sie sich vorstellen, dass es 2017 - also genau 500 Jahre nach der Reformation - einen Ökumenischen Kirchentag gibt, möglicherweise in Sachsen-Anhalt?

Von evangelischer Seite habe ich schon einmal solche Gedanken gehört, wobei aber dann gleich auf organisatorische Aspekte verwiesen wurde. In unserer Region gibt es keine so große Stadt für eine solche Veranstaltung. Man könnte sie höchstens dezentral an verschiedenen Lutherorten organisieren. Aber ich bin da vorsichtig und zu-

rückhaltend - und würde sagen: Begehen wir erst einmal den Ökumenischen Kirchentag 2010 in München. Dann könnten eventuell weitere Überlegungen folgen. Neun oder zehn Jahre sind eine lange Zeit. Was in zehn Jahren sein wird, lässt sich heute noch nicht sagen.

Welche Bilanz würden Sie gerne am 1. November 2017 aus katholischer Sicht ziehen, zum Abschluss des Reformationsgedenkens?

Das mindeste wäre, dass wir katholische und evangelische Christen uns nicht ferner geworden sind. Ich hoffe aber, dass wir uns in diesen Jahren näherkommen. Ich wünsche, dass die katholische Seite einen unverkrampfteren Zugang zu Luther bekommt und dass die evangelische Seite sich der katholischen Verwurzelung Luthers wieder deutlicher erinnert und bewusst wird.

Das Gespräch führte Bernd Buchner.

Im evangelischen Dom dürfen auch wir Katholiken feiern

*Beitrag für die Hamburger Morgenpost vom 28. Februar 2009
zur Frühjahrstagung der Deutschen Bischofskonferenz*

Fasziniert schaue ich immer wieder aus meinem Büro auf diesen Dom, das imposante Wahrzeichen der Stadt Magdeburg. Ganz gleich, ob hinter ihm die Sonne aufgeht oder dichter Nebel herrscht, ob der Himmel blau ist oder Wolken in Windeseile dahin ziehen, ob Schneeflocken ihn umtanzen oder ein Regenbogen ihn verziert, ob am Tag oder in der Nacht – jede Situation lässt ihn auf andere Weise reizvoll erscheinen.

Und was für eine ehrwürdige, aber auch wechselvolle Geschichte verbindet sich doch mit ihm. Nachdem 1207 sein ottonischer Vorgängerbau gebrannt hatte und abgerissen worden war, wurde

vor 800 Jahren ein neuer Grundstein gelegt und in 311 Jahren diese erste gotische Kathedrale Deutschlands errichtet. Sichtbarer Ausdruck ihrer Vollendung ist die Kreuzblume auf dem Nordturm von 1520. In den Auseinandersetzungen um die Reformation blieb der Dom von 1547 bis 1567 zunächst geschlossen; danach wurden und werden seitdem hier evangelische Gottesdienste gefeiert. Zwischendurch gab es nach 1810 auch Jahre, in denen er säkularen Zwecken diente.

1945 rissen Bomben seine Westfassade auf, zerschlugen Dach und Gewölbe und vernichteten alle Fenster. Erst 1955 konnte er wieder eröffnet werden. Aus den Friedensgebeten, die seit 1983 in ihm stattfanden, gingen dann die „Gebete um gesellschaftliche Erneuerung“ hervor, zu denen schließlich Tausende strömten und die so auch in Magdeburg zum Ausgangspunkt der gewaltlosen Demonstrationen von 1989/90 wurden.

Nach wie vor ist dieser Bau aber nicht nur architektonisch und historisch äußerst anregend, er ist auch – obwohl mehr als 80 Prozent der Bevölkerung Sachsen-Anhalts keiner Konfession oder Religion angehört – ein lebendiges „Gotteshaus“ geblieben. Eine evangelische Gemeinde ist hier zu Hause, ebenso ein evangelischer Bischof. Doch das ist noch nicht alles. Erfreulicherweise können auch wir Katholiken gelegentlich im „evangelischen“ Dom unsere Gottesdienste feiern. Schon 1982 war das bei einer Jugendwallfahrt möglich. In den letzten Jahren ist dies sogar häufiger vorgekommen, so zum Beispiel 2003/04 monatelang jeden Sonn- und Feiertag, als unsere Kathedrale renoviert wurde. Momentan nimmt umgekehrt die evangelische Domgemeinde unsere Gastfreundschaft wahr. In besonderer Erinnerung ist der Gottesdienst im Vorfeld des Kölner Weltjugendtages 2005, bei dem etwa 4000 Teilnehmer aus verschiedenen Nationen den Dom bevölkerten, darunter auch mehrere ausländische Bischöfe. 2007 konnten wir dort sogar die Fronleichnamfeier aller katholischen Gemeinden der Stadt begehen, mit allem, was traditioneller Weise dazugehört. Und in wenigen Monaten wollen wir darin – zusammen mit Prämonstratensern aus dem ganzen deutschen Sprachraum und evangelischen Christen – eine Vesper feiern; Anlass ist der 875. Todestag des heiligen Norbert, des 13. Erzbischofs von Magdeburg.

Ökumenisch besonders bedeutsam war der 29. April 2007. An diesem Tag wurde im Magdeburger Dom höchst offiziell von elf Kirchen in Deutschland die Taufe wechselseitig anerkannt. Auf diesem Weg zu einer größeren christlichen Einheit sollte und muss es trotz mancher Irritationen weitergehen. Daran erinnert mich auch der Blick aus meinem Fenster.

Das braucht die Ökumene: Vertrauen, Gesichter und Überzeugung

*Grußwort zur Verabschiedung von
Bischof Axel Noack am 7. Juni 2009*

Verehrter und lieber Bruder Noack, irgendwie kann ich es mir noch gar nicht so richtig vorstellen, dass Sie sich aus dem Bischofsamt in Magdeburg verabschieden. Zehn Jahre Ihres fast zwölfjährigen Dienstes habe ich Sie hier vor Ort erlebt; in den letzten fünf Jahren etwas intensiver, da ich selbst als Diözesanadministrator und dann als Diözesanbischof eine größere Verantwortung zu übernehmen hatte.

Ich erinnere mich immer noch deutlich an Ihre aufmunternden Worte zu meiner Amtseinführung im Jahre 2005: „Glauben Sie mir, lieber Bruder, es ist schön, in Magdeburg Bischof zu sein!“ Nicht immer habe ich in der zurückliegenden Zeit diese Erfahrung teilen können. Das lag aber nicht an Ihnen, sondern an manchen unerfreulichen Umständen und sicher an mir selbst, der ich von meiner Verfassung her nicht unbedingt eine solche „Frohnatur“ bin, wie Sie es zu sein scheinen. Mit Herz und Verstand, Humor und Elan haben sie mit dazu beigetragen, unser zwischenkirchliches Verhältnis positiv zu gestalten und zu beleben.

Das zwischenkirchliche Verhältnis positiv gestaltet

Die Ökumene braucht nicht nur gemeinsame Texte und Aktionen, sie braucht vor allem konkrete Gesichter und baut auf persönlicher Überzeugung und gegenseitigem Vertrauen auf. Sie, lieber Bruder Noack, haben ökumenisch Gesicht gezeigt: auf markante, verlässliche und lebenswürdige Weise. Dafür sei Ihnen von Herzen gedankt, auch im Namen meines Vorgängers Bischof Leo Nowak, mit dem sie ja das Schicksal geteilt haben, aufgrund namentlicher Ähnlichkeit gelegentlich verwechselt zu werden.

Vieles haben wir, lieber Bruder Noack, gemeinsam bestritten, zumeist auch noch mit anderen Partnern: ökumenische Gottesdienste anlässlich der Sachsen-Anhalt-Tage oder von Jubiläen, Aktionen zum Erhalt des Epiphaniestages als staatlicher Feiertag oder für eine Kultur der Aufmerksamkeit gegen rechtsextreme Tendenzen, die Jahresempfänge der Kirchen und die Gespräche mit der Landesregierung. Ein besonderer Höhepunkt war für Sie sicher auch der bundesweite Taufaner-

kennungsgottesdienst im Magdeburger Dom, dem wir beide als Ortsbischöfe assistiert haben. Dankbar bin ich für unsere „Prälatenrunden“ bzw. „Kontaktgespräche“, bei denen es möglich war, sich in großer Offenheit auszutauschen sowie fair und brüderlich auch kritische Wahrnehmungen zu bedenken. Ganz persönlich danke ich Ihnen auch, dass Sie innerkatholische Probleme und Turbulenzen nicht ungebührlich aufgegriffen und öffentlich hochgespielt haben. Es lag und liegt ihnen fern – so habe ich es jedenfalls erfahren –, irgendwelche Eigenheiten oder Schwächen anderer populistisch auszunutzen.

Weiter herausgefordert

Wie positiv oder gläubig Sie, lieber Bruder Noack denken und empfinden, verrät auch ihre herzhaft Formulierte: „Wie lernen wir es, fröhlich zu schrumpfen?“ Zu einem großen Teil treiben uns evangelische wie katholische Christen hier in dieser Region die gleichen Sorgen, Nöte und Fragen um. Angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen sind wir gemeinsam herausgefordert, innerkirchlich wie öffentlich neue Wege zu suchen, um das Evangelium Jesu Christi noch bekannter zu machen. Dabei war und ist uns bewusst, was das Pastorale Zukunftsgespräch im Bistum Magdeburg 2004 so zum Ausdruck gebracht hat: „In einer Situation, in der christlicher Glaube längst nicht mehr selbstverständlich ist, kommt dem Umgang der Kirchen miteinander sowie ihrem gemeinsamen Auftreten eine besondere Bedeutung für ihre Glaubwürdigkeit zu ... Nur in einem lebendigen Miteinander werden die Kirchen in ihrem Tun und in ihren Anliegen von den Menschen verstanden und angenommen.“ Dieser Herausforderung haben wir uns konstruktiv zu stellen versucht; sie muss uns auch weiterhin beunruhigen und beflügeln.

Lieber Bruder Noack, in Anlehnung an Ihre Worte von 2005 möchte ich Ihnen zum Abschied aus dem Bischofsamt in Magdeburg sagen: Es war schön, mit Ihnen zusammen am selben Ort ökumenisch gesinnt für das Evangelium Jesu Christi wirken zu können. Mögen Sie auch weiterhin von Gott gesegnet sein und vielen zum Segen werden.

Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens

Für die Weihnachtsausgabe 2008 der Volksstimme

Was ist der Mensch? Ein blinder Zufall der Natur? Unbedeutendes Glied in der Kette der Entwicklung? Verwertbares Serienprodukt? Christen denken da anders. Und Weihnachten als Geburtsfest Jesu verdeutlicht dies auf seine Weise. Gott selbst wird Mensch, damit der Mensch sich wieder seiner göttlichen Herkunft bewusst wird, Hoffnung schöpft und menschlicher miteinander umgeht.

Nicht Stärke und Macht, Reichtum und Schönheit, Intelligenz und Erfolg sind das Maß aller Dinge, sondern die göttliche Würde, die einem jeden Menschen innewohnt, vom Embryo bis hin zum Sterbenden. Jeder Mensch ist einmalig und nicht genormt, zur Freiheit berufen und nicht als Marionette gedacht, in vielem berechenbar und doch unendlich geheimnisvoll. Auch in denen, die anderen als nutzlos, belastend und überflüssig erscheinen, leuchtet das Antlitz Gottes auf.

Von daher gibt es keine wertlosen Menschen, aber auch keine wertvollen. Hilfreich ist dazu, was Immanuel Kant schreibt: „Im Reich der Zwecke hat alles entweder einen Preis oder eine Würde. Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes... gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist... hat eine Würde.“

Tragischerweise wird die einzigartige Würde des Menschen aber immer wieder in Frage gestellt oder mit Füßen getreten: durch Mord und Totschlag, Missbrauch und Gewalt, in der Forschung wie in der Medizin, unter ökonomischen Aspekten wie im alltäglichen Umgang miteinander. Wie oft werden Menschen zur Durchsetzung fragwürdiger Zwecke manipuliert und ausgenutzt. Wie viele geraten durch Arbeitslosigkeit und Verarmung ins soziale Abseits und fühlen sich entehrt. Wie sehr ist unsere Gesellschaft aber auch in ethischen Fragen erschüttert: zwischen utopischer Erwartung und Furcht vor un kalkulierbarem Risiko. „Werden Eltern behinderter Kinder eines Tages bestraft?“, so wird inzwischen schon gefragt, „Kann man bald auch ein gewünschtes Verhalten züchten?“, oder „Wer hat eigentlich beschlossen, dass ein Mensch mit Down-Syndrom kein lebenswertes Leben hat?“. 3 von 8500 Fragen, die im Internet gesammelt wurden und in einem Buch unter dem Titel „Was wollen wir, wenn alles möglich ist?“ zu finden sind. Die unbedingte Achtung vor der Würde eines jeden Menschen und die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Lebens ist eine bleibende Herausforderung. Ihr gilt es, sich immer wieder tatkräftig und liebevoll zu stellen – und das nicht nur zu Weihnachten!

Den Aufstand wagen

Für die Osterausgabe 2009 der Volksstimme

Unstillbar scheint die Sehnsucht nach Leben zu sein, die uns Menschen in die Wiege gelegt ist. Nicht nur vegetieren wollen wir, sondern erfüllt und sinnvoll leben. Bewusst oder unbewusst verlangen wir sogar nach Unendlichkeit. Manche träumen von einer ewigen Jugend oder zumindest davon, in ihren Kindern weiterzuleben. Das Herz soll jung und der Geist frisch bleiben. Dafür setzen viele auf richtige Ernährung und Fitnessübungen, auf Vorsorgeuntersuchungen und medizinische Behandlungen. Und fürs Äußerste stehen auch noch Intensivstationen bereit. Selbst in aussichtslosen Situationen klammern Menschen sich an das Leben und wünschen, es möge weitergehen – wie auch immer.

Man kann ihn verdrängen

Enttäuscht müssen wir jedoch feststellen: Unsere Erwartungen zerbrechen an den Erfahrungen. Immer wieder stoßen wir an Grenzen und leiden an der Unvollkommenheit der Welt. Schuld und Versagen behindern das eigene Leben und das der anderen. Menschen werden fallengelassen, ausgegrenzt, sind erledigt und verkümmern. Manche leben zwar äußerlich noch, sind aber innerlich schon längst abgestorben.

Letztendlich erwartet irgendwann jeden und jede der Tod. Man kann diese Tatsache verdrängen und sich – solange es geht – genüsslich vergnügen. Man kann heroisch dieses Schicksal annehmen und versuchen, dennoch aus seinem Leben etwas zu machen. Man kann sich aber auch gläubig auf die Zumutung der Osterbotschaft einlassen: Jesus Christus hat ein für allemal die Macht des Todes gebrochen.

Früher – so las ich neulich – lebten die Menschen „40 Jahre plus ewig“, heute leben sie „nur noch 90 Jahre“. Nein, es gibt auch in unserer Zeit viele, die daran glauben, über den Tod hinaus eine Zukunft zu haben. Damit kann man vielleicht nicht nur beruhigter sterben, sondern auch intensiver leben. Ein solcher Glaube an die Auferstehung ist keine billige Vertröstung auf ein Jenseits; er ermutigt vielmehr, auch schon jetzt „den Aufstand zu wagen“ und mit dazu beizutragen, dass die zwischenmenschlichen Verhältnisse gerechter und liebevoller werden.

Erweisen wir dem Gekreuzigten und Auferstandenen die Ehre

*Predigt zum Fernsehgottesdienst
im Benediktinerkloster Huysburg am Fest Kreuzerhöhung 2008
(Phil 2, 6-11; Joh 3, 13-17)*

In unseren Breiten sind Kreuze nach wie vor keine Seltenheit. Wir finden sie nicht nur in Kirchen und auf Friedhöfen; sie zieren auch Wegränder und Berggipfel, mancherorts sogar Schulzimmer und Gerichtssäle. Viele Christen hängen oder stellen sich ein kleines Kreuz in ihre Wohnung; andere verwenden es als dezentes Schmuckstück oder auffälligen Modeartikel. Einige fühlen sich inzwischen durch Kreuze provoziert, prozessieren dagegen, karikieren oder schänden sie. Und dann heißt es auch noch für bestimmte Lebenssituationen, man habe ein schweres Kreuz zu tragen.

„Wir rühmen uns des Kreuzes“

Mit dem Zeichen des Kreuzes verbindet sich vieles: christliches Bekenntnis und europäische Kultur, banale Gewohnheiten und existentielle Herausforderungen, Leid und Tod, Anpassung und Widerstand, Niederlage und Sieg, Trost und Zuversicht. Was aber bedeutet das für uns? Warum singen wir mit dem Eröffnungsvers zur heutigen Eucharistiefeier: „Wir rühmen uns des Kreuzes unseres Herrn Jesus Christus“?

Für Friedrich Nietzsche ist eine solche Gesinnung unerträglich gewesen. Darum hat er die frommen Christen auch als „Dunkler und Munkler und Ofenhocker“ verhöhnt, „die krumm zum Kreuze kriechen“. Das Kreuz – ein Zeichen also für Schwächlinge und Duckmäuser, Versager und Erfolglose? Dies hat Paulus wohl kaum vor Augen, wenn in dem Hymnus aus dem Philipperbrief von der Erniedrigung Jesu die Rede ist, der „gehorsam war bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2, 8).

Gewiss: Es gibt keine Welt ohne Leid; und jedes Kreuz steht zunächst einmal für diese schmerzhafteste Erfahrung. Immer wieder führt uns der Kreuzweg Jesu Christi eindrücklich vor Augen, welche Abgründe es da gibt und wie viel davon durch die Grausamkeit von Menschen verursacht ist.

„Ecce homo!“ Seht den Menschen! Seht das „Haupt voll Blut und

Wunden!“ Seht diesen Jesus von Nazareth, geschlagen, verspottet und verhöhnt – ein Opfer von Hass und Ungerechtigkeit, ein Gescheiterter, dessen Leben vor 2000 Jahren am Kreuz endete.

„Ecce homo!“ Das heißt aber ebenso: Seht, wozu der Mensch auch fähig ist! Im Vertrauen auf Gott bleibt Jesus selbst am Kreuz noch souverän. Von den Freunden verlassen, sagt er sich doch nicht von ihnen los. Seine grenzenlose Liebe macht auch vor denen nicht Halt, die ihm den Tod überliefern.

Deshalb sehen wir am Kreuz zwar den leidenden und gequälten Herrn, wir sehen aber auch seine Größe und Herrlichkeit. Wir sehen in ihm das wahre Bild des Menschen, das Ebenbild Gottes. Gott hat ihn – wie Paulus sagt – „über alle erhöht“ (Phil 2, 9). Er hat ihn durch den Tod hindurch ins neue Leben hinein verwandelt. Ja, letztendlich ist es Gott selbst, der in Jesus Christus das Leid der Welt auf sich nimmt und es dadurch im Innersten überwindet.

Darum feiern wir heute auch das Fest Kreuzerhöhung. Wir präsentieren und empfehlen dieses Sinnbild gewissermaßen jedem und jeder. Damit verherrlichen wir nicht das Leiden – und wir vergessen auch nicht triumphalistisch die Nöte unserer Zeit. Wir rühmen uns aber des Kreuzes Christi, weil es zum Ausdruck bringt, dass der Tod keine Macht mehr hat und alles Übel dieser Welt ein Ende nehmen wird. Es ist für uns nicht mehr nur ein Zeichen des Leidens und der Schande, sondern auch und vor allem ein Zeichen des Sieges und der Hoffnung. Davon kündet mein Brustkreuz mit der Aufschrift: „In cruce salus“, auf Deutsch: Im Kreuz ist Heil. Das zeigt sich auch über dem Hochaltar dieser Kirche, wo der Auferstandene mit einem goldenen Siegeskreuz in der Hand dargestellt ist.

Im Kreuz ist Heil

In der Torheit des Kreuzes leuchtet uns die Liebe Gottes auf. Das kann uns Kraft zum Leben geben. Das kann unsere Blickrichtung ändern. Das kann uns helfen zu erkennen, dass wir in der Nachfolge Jesu Christi schon jetzt vom Tod zum Leben übergehen. Unzählige sind so trotz aller Nöte und Leiden nicht bitter geworden oder zerbrochen, sondern haben im Blick auf das Kreuz Hilfe und Trost, Stärke und Zuversicht gefunden.

Durch die Taufe werden wir mit Christus und seinem Schicksal unlösbar verbunden, gewissermaßen mitgekreuzigt und begraben, um frei zu werden für neues Leben. Taufe bedeutet also, mit der ganzen Existenz in das Todesleiden Jesu und seine Auferstehung einbezogen

zu werden. Darum wurden mancherorts in der frühen Kirche auch die Taufbecken in Kreuzesform gestaltet. Wer da hineinstieg und untergetaucht wurde, konnte recht sinnfällig erfahren, was es bedeutet, Christus wirklich nachzufolgen: mit ihm zu sterben, um dann auch mit ihm zu leben. Dazu bekennen wir uns; das wollen wir nun auch sichtbar zum Ausdruck bringen, indem wir zeichenhaft unsere Taufe erneuern. Ich lade Sie alle ein, dazu während des Credo-Gesanges – wie zur Kommunionausteilung – nach vorn zu kommen, die Hand in das Taufbecken zu tauchen und sich mit dem geweihten Wasser zu bekreuzigen. Dabei soll uns das immer wieder gemeinsam gesungene „Amen, wir glauben“ begleiten.

Erweisen wir so gemeinsam dem Gekreuzigten und Auferstandenen die Ehre und bekennen wir: im Kreuz ist Heil, im Kreuz ist Leben, im Kreuz ist Hoffnung!

Ich freue mich über einen schönen, handgeschriebenen Brief

Die Zeitschrift „Server“ im Gespräch mit Bischof Feige

Moderne Kommunikationsmittel gehören heute für die meisten Menschen zum Alltag. Die Zeitschrift „Server“ befragte dazu neben anderen Prominenten auch Bischof Gerhard Feige:

„Server“: Welche Funktionen Ihres Handys nutzen Sie tatsächlich regelmäßig?

Bischof: Mein Handy ist für mich vor allem ein Telefon. Hin und wieder bekomme ich auch mal eine SMS. Ich versende selber aber keine. Als im Ausland mal mein Wecker ausfiel, habe ich mich daran erinnert, dass das Handy dessen Aufgabe genauso ausführen kann; und es hat auch geklappt.

Wie oft klingelt in der Regel Ihr Handy am Tag?

Zum Glück kennen nur wenige diese Nummer. Darum halten sich die Anrufe auch in Grenzen. Alle anderen Gespräche nimmt meine Persönliche Referentin im Büro entgegen. Sie informiert mich dann nach Notwendigkeit. In Sitzungen und Konferenzen – selbstverständlich natürlich auch in Gottesdiensten – bin ich per Handy nicht erreichbar. Ich halte sämtliche Anrufer nicht für wichtiger als die, mit denen ich gerade kommuniziere.

Was würde Ihnen ohne Handy fehlen?

Auf jeden Fall die Erreichbarkeit in wichtigen Situationen. Aber ich glaube, ich könnte auch gut leben, wenn es überhaupt keine Funktelefone gäbe. In lebendiger Erinnerung sind mir da noch einige Reisen als Student nach Rumänien und Bulgarien. Damals war ich manchmal vier Wochen unterwegs, ohne das ich von meinen Eltern oder diese von mir etwas gehört haben: Handys gab es noch nicht; auf eine Telefonverbindung hätte man vielleicht einen Tag lang warten müssen; und Post kam normalerweise erst dann an, wenn man wieder zu Hause war. Und wir haben solche Kommunikationspausen problemlos überstanden!

Ist die Handynummer des Papstes in Ihrem Telefonverzeichnis?

Bischof lacht - Nein, an den Papst kommt auch ein Bischof nicht so einfach heran. Nein, diese Nummer habe ich nicht gespeichert.

Wie nutzen Sie Ihren privaten Computer?

Intensiv. Damit arbeite ich täglich. Am Computer entstehen fast alle meine Predigten, Vorträge und Artikel; dort lege ich die meisten meiner Photos ab und natürlich nutze ich auch intensiv das Internet. Für den Computer und seine Möglichkeiten bin ich schon dankbar. Als ich vor etwa zwanzig Jahren meine Dissertation schrieb, geschah dies noch mit der alten „Rheinmetall-Schreibmaschine“ meines Vaters – ohne die Möglichkeit, Fehler kurzfristig korrigieren oder Textpassagen noch umstellen zu können. Das einzige Hilfsmittel waren „Tipp-Ex-Blättchen“, die mir Verwandte aus Westdeutschland geschickt hatten. Für mich ist dies heute schon fast unvorstellbar.

Welche Internetseite klicken Sie am häufigsten an?

Als Magdeburger Ortsbischof interessiert mich natürlich vor allem unsere eigene Webseite bistum-magdeburg.de. Sehr oft schaue ich mir aber die Nachrichten unter katholisch.de und kathweb.de an. Da habe ich dann einen recht guten Überblick über das, was die katholische Kirche in Deutschland bewegt.

Welches Videospiel haben Sie zuletzt gespielt?

Noch gar keines. Dafür habe ich weder Zeit noch Interesse.

Welche DVD haben Sie zuletzt angesehen?

„Die Könige der Nutzholzgewinnung“, ein guter, hintergründiger Film über unser Land und seine Menschen. Den Film müsste ich eigentlich mal den anderen deutschen Bischöfen schenken.

Besitzen Sie eine Digitalkamera?

Ja, aber ich habe sie einem Mitarbeiter, der mich oft begleitet, gegeben. Der kommt eher zum Fotografieren. Früher habe ich sehr gern fotografiert, vor allem Landschaften und besondere Naturmotive.

Wie ordnen Sie Ihre Termine – klassisch auf einem Terminkalender oder mit elektronischer Hilfe (PDA, Handy)?

Das Ordnen und Erinnern übernimmt meine Persönliche Referentin. Sämtliche Termine trage ich mir aber auch selbst noch in meinen handlichen und immer griffbereiten Taschenkalender ein.

Sagt Ihnen der Begriff „PowerPoint“ etwas?

Selbstverständlich. Damit arbeiten wir in unserer Verwaltung regelmäßig. Eine gut gemachte Powerpointpräsentation kann hilfreich sein, um beispielsweise Sachverhalte und Zusammenhänge interessant darzustellen. Oftmals sind solche Präsentationen aber zu oberflächlich und in ihren Auswirkungen nicht nachhaltig genug. Man sieht interessiert zu, lässt sich beeindrucken und setzt sich nicht unbedingt kritisch und differenziert genug mit dem Dargestellten auseinander.

Wie sähe Ihre dienstliche und private Welt ohne moderne Kommunikationsmittel wie PC, Internet, E-Mail, Handy, Digicam aus?

Sicher wesentlich ruhiger und menschenfreundlicher.

Lesen Sie lieber Briefe oder E-Mails?

Ich freue mich immer wieder, wenn ich einen schönen handgeschriebenen Brief erhalte. Das ist doch etwas ganz anderes als eine E-Mail. Letztlich hängt das aber vom Inhalt ab – oder?

Das Gespräch erschien in der Fachzeitschrift „Server“ im 1. Quartal 2009.

Eure Eltern hätten vielleicht geschimpft

Brief zur Kinderwallfahrt im Juli 2009

Liebe Kinder, liebe Schwestern und Brüder, leider kann ich in diesem Jahr bei den vier Kinderwallfahrten unseres Bistums nicht mit dabei sein. Ich bedauere das sehr, bin aber dankbar, dass Ordinariatsrat Lieb sofort bereit war, mich zu vertreten und mit euch die Eucharistie zu feiern.

Warum kann ich nicht selbst kommen? Vielleicht wisst ihr es schon: Ich habe mir vor einigen Tagen das rechte Schultergelenk gebrochen und bin seitdem erst einmal in vielem auf die Hilfe anderer angewiesen. Inzwischen geht es mir aber schon wesentlich besser als in den ersten Tagen danach. Ich habe keine Schmerzen und kann sogar schon wieder mit der rechten Hand etwas schreiben, muss aber noch sehr vorsichtig sein.

Manche rätseln, wie es zu meinem Sturz und dem Gelenkbruch gekommen ist? Wie kann einem Bischof so etwas passieren? Euch kann ich es ja verraten. Das hängt mit einem kleinen Freund zusammen, der mich seit einiger Zeit immer mal wieder besucht; einem kleinen Jagdhund mit Namen Felix, der sehr zutraulich, aber auch voller Energie und Tatendrang ist. Andererseits hat er manchmal auch große Angst: bei Gewitter oder wenn ein Feuerwerk veranstaltet wird. Mit ihm war ich spazieren, und irgendwann sind wir beide aus Jux und Tollerei einem Hasen nachgerannt. Dabei bin ich gestolpert und hingefallen.

Wenn einem von euch so etwas passiert wäre, hätten eure Eltern vielleicht geschimpft: Wie kannst du nur so unvernünftig und leichtfertig sein? Vielleicht sagen das jetzt auch einige über mich. Aber es ist nun einmal geschehen. Ich muss mit den Folgen leben und versuche demnächst, etwas ruhiger durch die Gegend zu laufen.

Ich wünsche euch allen einen anregenden Wallfahrtstag, eine erlebnisreiche Religiöse Kinderwoche und erholsame Ferien. Geht mit offenen Augen durch die Welt. Sie ist Gottes gute Schöpfung. Staunt über die wunderschönen Landschaften und freut euch über die vielen Tiere, die es gibt. Vielleicht habt ihr darunter auch einen kleinen Freund, mit dem ihr so manches unternimmt.

Nutzt vor allem aber die Gelegenheit, um mit Verwandten und Freunden wieder einmal mehr Zeit gemeinsam zu verbringen. Auf dem Hintergrund meiner jüngsten Erfahrungen wünsche ich euch aber auch, dass ihr euch nichts brecht und möglichst auch sonst nicht krank

werdet. Und wenn es jemanden doch erwischt, seid nicht allzu traurig. Es geht bestimmt auch wieder vorbei.

Ich danke allen, die sich mit euch, liebe Kinder, auf den Weg gemacht haben und euch begleiten. Ich danke besonders Herrn Slowik und seinem Team für die sicher wieder gute Vorbereitung und Gestaltung der Wallfahrten. Ich fühle mich mit euch verbunden und erbitte euch Gottes reichen Segen.

Sagen Sie es mit einem Satz ...

*Bischof Gerhard Feige zum Fragebogen
mehrerer katholischer Kirchenzeitungen*

1. Welche Überschrift sollte ein Porträt über Sie tragen?

„Immer noch unvollkommen“

2. Ihr liebster Geruch?

Faszinierend finde ich mediterrane Düfte im Übergang vom heißen Tag zur kühlen Nacht; ganz besonders mag ich aber bestimmte orientalische Weihrauchmischungen.

3. Wenn Sie nicht Bischof geworden wären, was dann?

Ich wäre Priester und Theologieprofessor geblieben; eine andere Alternative als den geistlichen Dienst habe ich nie ernsthaft in Betracht gezogen.

4. Was würde Ihre Mutter über Sie sagen?

„Hoffentlich mutet er sich nicht zuviel zu!“

5. Die Kirche, die Sie privat am liebsten mögen?

Die „Hagia Sophia“ in Konstantinopel (Istanbul).

6. Ihr liebstes religiöses Lied?

„Großer Gott, wir loben dich“.

7. Eine Bibelstelle, die Ihnen Kopfzerbrechen bereitet?

Davon gibt es sehr viele, wenn man sie Nichtchristen – mitunter aber auch Christen – verständlich machen will.

8. Das Einzigartige am Christentum ist ...?

... die endgültige und unüberbietbare Offenbarung der Liebe und

Barmherzigkeit Gottes in Jesus Christus durch Menschwerdung, Kreuz und Auferstehung.

9. Ein aktueller Buchtipp vom Nachttisch?

Momentan beschäftigt mich „Der Flieger“, ein tragikomischer Roman, den ich geschenkt bekommen habe, verfasst von dem Niederländer Maarten 't Hart, dem Sohn eines eigensinnigen Totengräbers.

10. Für einen Tag würden Sie gerne wer sein?

Ich sage es mit Eugen Roth: „Oft führ man gern aus seiner Haut, doch wenn man suchend um sich schaut, erblickt man ringsum lauter Häute, in die zu fahren auch nicht freute.“

11. Ihre erste Liebe?

Galt sicher meiner Mutter.

12. Welches Bild sehen Sie von Ihrem Schreibtisch/Arbeitsplatz aus?

Zunächst fällt mein Blick auf zwei gotische Heiligenfiguren aus Holz, Mauritius und Katharina, dann aber auch durch das Fenster auf den „evangelischen“ Dom – immer wieder anregend, ökumenisch ausgerichtet zu bleiben.

13. Was können Sie nicht ausstehen?

Unverschämte Briefe, wie man sie von Christen nicht erwarten würde, und kleinkarierte Wichtigtuer, die meinen, „Unfehlbares“ verbreiten zu müssen.

14. Was gefällt Ihnen an sich besonders?

Aus einfachen Verhältnissen zu stammen und sich, so glaube ich, Bodenhaftung und Realitätssinn sowie Humor bewahrt zu haben.

15. Was mögen Sie an sich gar nicht?

Oftmals zu dünnhäutig zu sein.

16. Auf welche Leistung sind Sie besonders stolz?

Auf meine Dissertation, die ich noch zu DDR-Zeiten unter erschwerten Bedingungen – was zum Beispiel Literaturbeschaffung und fachspezifischen Austausch betrifft – erarbeitet und dann mit einer „Rheinmetall-Schreibmaschine“ fertig gestellt habe; und – etwas globaler gedacht – darauf, „mit Leib und Seele“ im vereinten Deutschland angekommen zu sein.